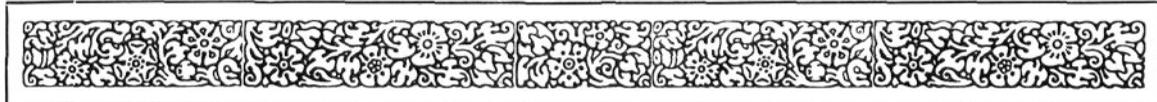


Gleitsche Chronik

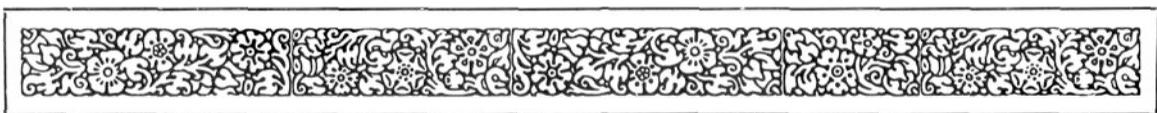


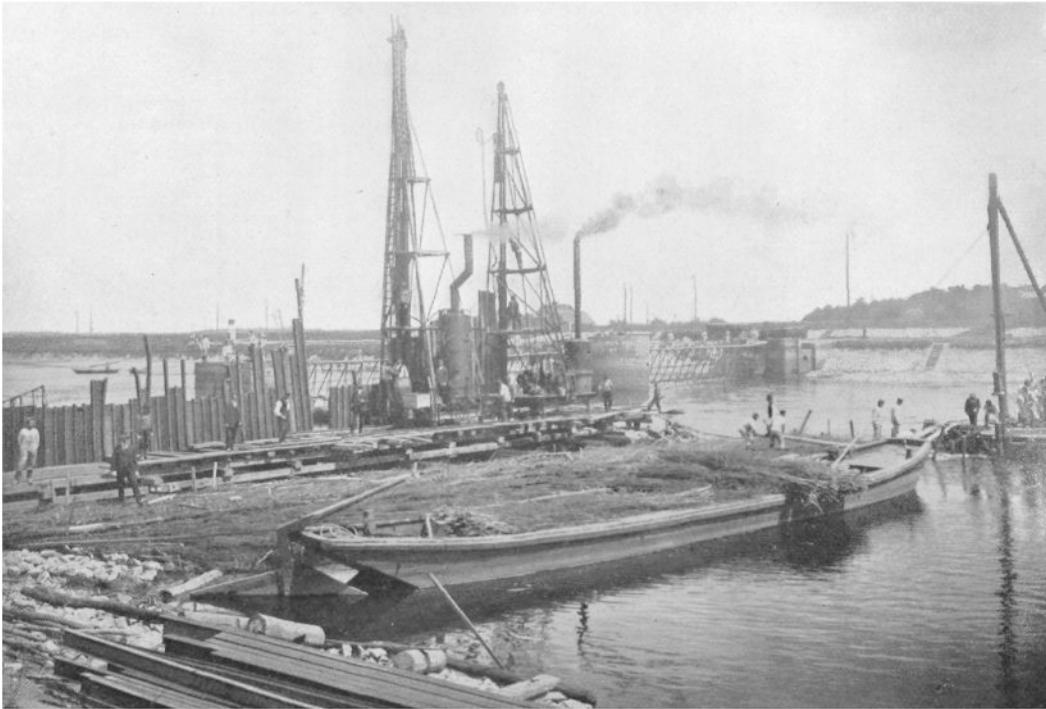
4. Jahrgang Nr. 21 1. August 1911



phot. Internationaler Illustrationsverlag in Berlin

Der Bruch des Nadelwehres an der Neißemündung
Die auf dem trockenen Lande feststehenden Kähne





phot. Curt Gröger in Briesg

Die Wiederherstellungsarbeiten am Nadelwehr an der Neißemündung
Die Dampfkrannen in Tätigkeit

Wiederherstellung des Wehres an der Neißemündung

Bei der Staustufe an der Neißemündung ist seitens der Wasserbauverwaltung eine außerordentlich lebhafte Tätigkeit entfaltet worden, um provisorisch den Stau wiederherzustellen, der durch den in der Nacht vom 22. zum 23. Juni erfolgten Bruch des Wehres verloren gegangen war. Seit Montag, dem 26. Juni, sind einschließlich eines Pionierkommandos von 60 Mann aus Neisse 350 Leute Tag und Nacht beschäftigt gewesen. Es war günstig, daß die Sperrung der Schiffahrt durch den Wehrbruch gerade mit einer Niedrigwasserperiode zusammenfiel; denn die wirtschaftlichen Schäden wären natürlich viel größer gewesen, wenn die Schiffahrt einen guten Wasserstand hätte ungenutzt vorübergehen lassen müssen. Andererseits erleichterte das niedrige Wasser auch die Wiederherstellungsarbeiten.

Die Arbeiten sind in folgender Weise vorgenommen worden: Zunächst wurde am linken Ufer durch den Bau von drei Bühnen oberhalb des Wehrbruchs die Strömung von der zerstörten Wehrstelle nach der Mitte des Stromes abgelenkt. Dann wurde im Schutze der Bühnen etwa 25 Meter oberhalb des Wehres senkrecht zum linken Ufer ein festes Packwerk aus eingerammten Pfählen, Steinen und Faschinen in den Strom gebaut, in etwa $\frac{1}{3}$ der Strombreite im rechten Winkel auf den unbeschädigten Wehrteil zugeführt und dort mit einem provisorischen Pfeiler, der hier auf das Wehr gesetzt wurde, angeschlossen. Der Pfeiler besteht aus einem Kasten, der aus starken Balken festgefügt ist und eine Grundfläche von $5 \times 3\frac{1}{2}$ Metern hat. Er ist mit Beton gefüllt worden und hat die gleiche Höhe wie der im Strom eingefunte und die beiden unverseht gebliebenen Pfeiler des Wehres. Hinter dem Packwerk

begann man dann mit dem Einrammen der eisernen Spundwand, nachdem ein festes Gerüst für die beiden Dampfkrannen, die Tag und Nacht arbeiteten, errichtet worden war. Die Spundwand ragt so hoch über den Wasserpiegel hervor, als es nötig ist, um den Stau zu halten, also ebenso hoch wie die Wehrböcke. Nachdem die Rammarbeit beendet war, wurde die Spundwand mit Zementfäden hinterfüllt und an der dem Wasserdruck ausgesetzten Seite mit Packwerk ausgeglichen.

Die Bauleitung an Ort und Stelle lag in den Händen von drei Regierungsbaumeistern, die auf dem Bereidungsdampfer „Graf Zedlig“ einquartiert waren. Die Pioniere unter dem Kommando eines Leutnants betätigten sich ganz besonders beim Aufsetzen des Pfeilers und dem Füllen und Einstampfen des Betons in den Pfeilerkasten.

Die anderen Arbeiter wurden aus den benachbarten Wasserbauwärtsbezirken zusammengezogen. Soweit sie nicht in der Nähe wohnen, wurden sie auf Wohnschiffen, die schleunigst nach der Neißemündung dirigiert worden waren, untergebracht. Die Beleuchtung der Baustelle abends und nachts erfolgte durch das kleine Elektrizitätswerk, welches von der Wasserbauverwaltung zum Betriebe der großen Schleppzugschleuse bei der Neißemündung errichtet worden ist. Daß die Arbeiten so schnell in Angriff genommen und so schnell vorwärts gebracht werden konnten, ist darauf zurückzuführen, daß die Wasserbauverwaltung, ohne eine Privatfirma in Anspruch zu nehmen, mit eigenen Maschinen und eigenen Werkzeugen, die sofort von anderen Baustellen nach der Neißemündung beordert wurden, und mit ihren gut eingearbeiteten Leuten eingreifen konnte. Auch das an anderen Stellen bereit gehaltene Baumaterial, Faschinen, Steine usw., wurde schleunigst von allen Seiten herbeigeschafft, als der Wehrbruch erfolgt war. Ebenso

wurden die eisernen Träger aus Oberschlesien sofort nach der Bestellung auf das schnelligste geliefert, so daß keinerlei Versäumnis eintrat.

Die Bauten zur Herstellung des Notwehres an der Neißemündung waren bereits am 14. Juli soweit beendet, daß der Stau in voller Höhe gehalten werden konnte und nur noch kleine Ergänzungen vorzunehmen waren, welche für Hochwassergefahren zweckmäßig erschienen. Das Wehr zeigte sich vollkommen dicht und erfüllte seinen Zweck durchaus.

Leider war trotz der großen Schnelligkeit, mit der die Bauverwaltung die Herstellung des Notwehres erreichte, diese für die Schifffahrt nur von verhältnismäßig geringem Nutzen; denn der mittlerweile eingetretene, sehr niedrige Wasserstand der Oder gestattet eine lohnende Schifffahrt augenblicklich nicht.

Einweihungen

Am 27. Juni erfolgte in Breslau die feierliche Enthüllung des von dem Bildhauer Kraumann geschaffenen Eichendorffdenkmals. Es befindet sich an einer lauschigen Stelle des Scheitniger Parkes in der Nähe des Schlangenberges. Der Feier wohnte u. a. ein Enkel des gefeierten Dichters, Oberstleutnant Hartwig Freiherr v. Eichendorff, bei. Geheimrat Dr. Foerster hielt die Festrede. Karl Wiberfeld hatte eine stimmungsvolle Dichtung für die Feierlichkeit geschaffen, die Fräulein Margarete Hoffmann zum Vortrag brachte, und der Spitzer'sche Männergesangsverein verschönte die Festlichkeit durch zwei Chöre. Der schönen, stimmungsvollen Feier unter den hohen Wipfeln der alten Eichen des Scheitniger Parkes, mit der das Denkmal enthüllt wurde, das Schlesien dem Dichter des Waldes und des Wanderers geweiht hat, folgte abends im kleineren Kreise eine gemütliche Nachfeier. Sie fand im Festsaale des Hauses der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur statt und vereinte über 50 Damen und Herren beim Mahle. Sie galt vornehmlich denen, die sich um das Entstehen des Wertes verdient gemacht haben. M. M.

Jubiläen

Das 50jährige Jubiläum des Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins. Der Oberschlesische Berg- und Hüttenmännische Verein zu Rattowitz, die bekannte Vertretung für die wirtschaftlichen Interessen der ober-schlesischen Montanindustrie, beging am 19. Juni in den Räumen seines in Rattowitz am Wilhelmsplatz gelegenen Verwaltungsgebäudes die Feier seines fünfzigjährigen Bestehens als wirtschaftlicher Verein. Als Vertreter von staatlichen und kommunalen Behörden waren u. a. erschienen: Regierungspräsident von Schwerin aus Oppeln, Berghauptmann Schmeißer aus Breslau, Eisenbahndirektionspräsident Sarre aus Rattowitz, Fürst von Donnersmarkt, Graf Valentin v. Ballestrin, Guidotto

Graf Hensel von Donnersmarkt. Aus einer losen Vereinigung, die im wesentlichen nur technische Ziele verfolgte, hatte sich am 19. Juni 1861 der Oberschlesische Berg- und Hüttenmännische Verein zu einer wirtschaftlichen Interessenvertretung konstituiert. Als solche hatte er in allen wirtschaftlichen Punkten, welche die ober-schlesische Montanindustrie berühren, eine überaus arbeitsreiche Tätigkeit entfaltet, namentlich auf dem Gebiete der Eisenbahnangelegenheiten, der Verbesserung der Oder-schifffahrt, bei den großen, gesetzgeberischen Aktionen der letzten Jahrzehnte, in den Fragen der Arbeiterversicherung, des Berg- und Gewerberechtes, der Handels- und Zollpolitik, sowie des Finanz- und Steuerwesens. Ein besonders bedeutsamer Erfolg seiner Wirksamkeit und eine

Großtat des Vereins ist die Gründung der Oberschlesischen Kohlenkonvention, welche das ureigenste Werk des Berg- und Hüttenmännischen Vereins bildet. Die Bedeutung der Vereinigung erhellte so recht aus dem Glückwunschtelegramm des Handelsministers:

„Der Oberschlesische Berg- und Hüttenmännische Verein blickt heute auf ein halbes Jahrhundert seines Bestehens zurück. Zu diesem bedeutungsvollen Jubelstunde spreche ich dem Verein und seinen Mitgliedern meinen herzlichsten Glückwunsch aus. Gern benutze ich diese Gelegenheit, um anzuerkennen, welcher hervorragender Anteil dem Vereine an dem großartigen Aufschwung gebührt, den sowohl Bergbau wie Hüttenwesen in Oberschlesien trotz der Ungunst der Produktions- und Absatzbedingungen seines Arbeitsgebietes genommen hat. Der Verein hat im harmonischen Zusammenwirken mit den Behörden nicht nur das Beste des Bergbaues und des Hüttenwesens gefördert, sondern ist auch der Aufgabe

gerecht geworden, die von ihm vertretenen besonderen Interessen in Einklang mit den allgemeinen wirtschaftlichen Interessen zur Geltung zu bringen. Getragen von patriotischer Gesinnung, ist seine Wirksamkeit dem Vaterlande stets förderlich gewesen. Möge der Verein auch ferner kräftig vorwärtsschreiten und sich allezeit bewähren als eine Stätte deutscher Arbeit und deutschen Fleißes, tüchtiger Wirtschaftsführung und tatkräftiger Förderung des Gemeinwohles“.

Geheimer Bergat Hilger überbrachte dem Verein Namens der Oberschlesischen Kohlen-Konvention die herzlichsten Glückwünsche und überreichte Herrn Bergat Williger, dem verdienstvollen Vorsitzenden des Vereins, der auch Vorsitzender der Oberschlesischen Kohlen-Konvention ist, als Ausdruck der Dankbarkeit der Konventionsmitglieder für seine großen Verdienste um die Wiederverlängerung der Kohlen-Konvention ab 1. Oktober 1910 auf weitere 5 Jahre, eine von Künstlerhand gefertigte Bronze-Kopie des bekannten Schlüter'schen Denkmals des Großen Kurfürsten.



Bergat Williger



phot. J. Piotrowski in Lublinitz

Die Hundertjahrfeier der Lubliner Schützengilde
Einführung eines Schützenkönigs vor hundert Jahren

Die Hundertjahrfeier der Lubliner Schützengilde. Die Schützengilde in Lublinitz gehört mit zu den ältesten Vereinigungen ihres Ortes in unserer Heimatprovinz Schlesien. Sie konnte am 18. Juni auf ihr 100 jähriges Bestehen zurückblicken. Die Jubelfeier der Vereinigung gestaltete sich zu einem Feste für die gesamte Stadtbevölkerung. Der Sonntag war der eigentliche Jubeltag. Schon morgens um 6 Uhr zog die Musikkapelle durch die Straßen. Vormittags wurden die Gäste von den Hügen abgeholt, worauf ein Konzert auf dem Ringe stattfand, der wohl seit dem vorjährigen Sängerkonfeste nicht von einer solchen Volksmenge erfüllt war. Am Nachmittag um $\frac{1}{3}$ Uhr ordnete sich der Festzug am Schloßsteiche. Er bot ein wahrhaft sehenswertes Bild. Den Zug eröffneten drei Herolde zu Pferde, worauf die Scheibenträger kamen, ferner drei in die alte Schützenuniform gekleidete Schützen, welche die alte Fahne zum letzten Male trugen; ihnen folgten Herren und Damen in Kostümen aus dem vorigen Jahrhundert, Herolde und Handwerkergruppen. Sämtliche Ortsvereine beteiligten sich mit den Fahnen am Festzuge, der sich zunächst nach dem Ringe bewegte. Auf dem Blake erhob sich eine Tribüne für die Ehrenmitglieder, Ehrengäste, für die Sänger und Redner; sie war mit allerlei Emblemen geschmückt. Die Vereine stellten sich vor der Tribüne in drei Reihen auf, dicht davor die alte und daneben die neue, zu weiheude Fahne, ein kostbares und geschmackvolles Geschenk der Damen der Schützen. Zuerst ergriff der Schützenkommissarius, Herr Bürgermeister Jonscher, das Wort und gedachte der traurigen Zeit, da die Schützengilde entstand, und derer, die in den heiligen Kampf für die Freiheit des Volkes hinausgezogen waren. Landrat v. Thaer überreichte dem Schützenmeister das Geschenk des Kaisers, eine goldene Medaille in der Größe eines Zweimarkstückes. Hierauf sang der Männergesangverein Lublinitz das Fahnenweihelied, worauf die Entfällung und Weihe der neuen Fahne durch Bürgermeister Jonscher vollzogen wurde. Mehrere Vereine übergaben durch ihre Vorsitzenden Fahnenmägel für das junge Banner. Der Montag brachte die Ergebnisse des Schießens der drei Tage. Jubelkönig wurde Fleischermeister Biskup. Er erhielt 75 Mark und eine vergoldete Medaille. Den 2. Preis (einen silbernen Becher) erhielt Herr Zwanowski, den 3. Preis ein auswärtiger Schütze. Schützenkönig wurde

Klempnermeister Janischowski, rechter Marschall Bäckermeister August Wienias, linker Marschall Klempnermeister Franke.

50 jährige Jubelfeier des Breslauer Kindergartenvereins. Am 11. Juni wurde die Hauptfeier des 50 jährigen Jubiläums des Breslauer Kindergartenvereins in der Aula der neuen städtischen Augustafchule in der Schwerinstraße abgehalten. Vor der Orgel des Horsaals war eine Orangerie aufgestellt, deren Mittelpunkt die bekranzte Büste Friedrich Fröbels bildete. Die Feier wurde durch ein Orgelvorspiel des Musikdirektors Werds eingeleitet, nach welchem die Seminaristinnen unter Leitung der Gesanglehrerin, Fräulein Pavel, die Hymne: „Die Ehre Gottes“ sangen, worauf eine Seminaristin einen stimmungsvollen Prolog vortrug. Der Vorsitzende des Vorstandes, Geh. Justizrat Dr. Weil, hielt hierauf die Festrede. Der Jubelverein spiegelt alle Entwicklungsformen der Kindergartensache wieder. Er begründete unter mancherlei Protest seinen ersten Kindergarten mit 7 Kindern. Doch diesem ersten folgten viele andere, und ein Jahr später fanden sich in allen Teilen Breslaus Kindergärten. Auch ein Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen ist nun vorhanden. Der Breslauer Kindergartenverein wurde zum Mittelpunkt der ganzen Kindergartensache im Osten. Den größten Teil seiner Erfolge dankt der Verein seinen treuen Helferinnen, den Leiterinnen der Kindergärten, den Inspektorinnen, vor allem der gegenwärtigen, Fräulein Gertrud Laßwitz, der als Tochter der Mitbegründerin die Liebe zur Sache als ein mütterliches Erbe eingepflanzt worden ist. Einer Mitteilung nach, die Oberbürgermeister Dr. Wender machte, hat der Magistrat beschlossen, zur Gründung eines größeren Kindergartens dem Verein geeignete Räume in einem zu erbauenden Wohlfahrtsbau in der Nähe der Teichhacker zuzuweisen. Ein Festabend im Kammermusiksaal bildete den Abschluß der Jubiläumsfeierlichkeiten. Auf die Festtafel folgte eine Reihe von Aufführungen, die sorgsam vorbereitet waren und flott gespielt wurden. Ein Kindergartenstückchen „Besiegt“, „Bei der Märchenfee“ (lebende Bilder), Szenen aus dem Kindergartenleben, „Die letzte Probe“, „Das optimistische und pessimistische Widellkind“ und „Die Gründung der Tier-Kindergärten“ lösten lebhaftes Heiterkeit aus und hielten die Gäste bis gegen Mitternacht zusammen.



phot. J. Piotrowski in Lublinitz

Die Hundertjahrfeier der Lubliner Schützenfeier
Wiedermeierzeitgruppe aus dem Festzuge

Naturdenkmalpflege

Zur Flora der Zisterwitzer Wiesen. Es hat recht lange gewährt, bis der Zobtenberg, dessen imposante Gestalt schon seit undenklichen Zeiten die Blicke der Umwohner auf sich gelenkt und zur Bewahrung ihrer Religiosität angeregt hatte, auch Männer der Wissenschaft veranlaßte, sich mit seinen physischen Verhältnissen zu beschäftigen. In Schwendfelds grundlegendem Werke über Schlesiens Naturkörper (1601) findet sich nur eine kurze Angabe über seinen „geschickten Marmor“ (den Sabbro); Besonderheiten seiner Pflanzenwelt sind nicht erwähnt, während z. B. die Striegauer Berge wiederholt als Fundstellen noch jetzt dort vorhandener Schaustücke genannt sind. In Burgwards Buche „Iter sabothicum“ (1736), das an Weitschweifigkeit wie an Gehaltlosigkeit mit den in dieser Hinsicht hervorragendsten neuzeitlichen Veröffentlichungen zur Heimatkunde erfolgreich konkurrieren könnte, sind nur die gewöhnlichsten Arten aufgezählt; die einzigen beiden von Bedeutung, die er nennt, das Gottesgnadenkraut (*Gratiola officinalis*) und den Durchwachs (*Bupleurum rotundifolium*), hat der in Schmierfeligkeit schwelgende Verfasser sicherlich dort ebenso wenig wie irgend ein ernsthafter Naturforscher beobachtet. Daß bei den Botanikern der Hauptberg, im Gegensatz zu seinen Trabanten, auch in neuerer Zeit in geringem Ansehen verblieben ist, beruht darauf, daß einerseits tatsächlich seine Pflanzendecke weitaus nicht so mannigfaltig gestaltet ist, wie man bei den beträchtlichen Höhenunterschieden vermuten sollte, und andererseits die wertvolleren Objekte so zerstreut auftreten, daß es zu ihrer Feststellung jeden Winkel zu durchsuchen gilt: ist es doch z. B. erst in diesem Sommer mir geglückt, die seltenere unserer beiden Waldtreppenarten (*Bromus ramosus*) an einer Stelle auf seiner Südseite zu entdecken.

Noch länger blieb die hochinteressante Vegetation der Nebenberge den Forschern verborgen, selbst Graf Mattuschka (1779) gibt von diesen Schätzen nur unsere seltenste Walderbse (*Lathyrus heterophyllus*) vom Mittelberg an, wo sie noch vor 20 Jahren, wenn auch nicht so reichlich wie unterm Geiersberggipfel vorkam, bei der Anlegung des Bismarktums aber, gleich einigen

andern Raritäten, anscheinend vernichtet worden ist. Erst seit dem Beginne des 19. Jahrhunderts wurden durch Günther und Schummel, mehr noch durch Wimmer und Grabowski jene Pflanzensätze erschlossen, an deren Hebung von da an die Freunde unserer Flora sich fleißig beteiligt haben, glücklicherweise bisher so maßvoll, daß kaum eine wertvollere Art ihrem Sammeleifer zum Opfer gefallen ist.

Diejenige Stelle, die bei geringer Mühe die verhältnismäßig größte Ausbeute liefert, sind die Zisterwitzer Wiesen. Was ihnen besonderen Reiz verleiht, ist vor allem die Massenhaftigkeit des Auftretens einiger Arten. Erst in zweiter Linie kommt der Umstand in Betracht, daß ein paar davon zu den größten Seltenheiten der Flora Schlesiens gehören. Die weitverbreitete Vorstellung, Wiesen seien fast ausschließlich von unscheinbar blühenden Gräsern eingenommen, trifft zwar auch sonst kaum zu (abgesehen von den modernen „Kunstpflanzen“, die man nach Ausrottung der ursprünglichen Vegetation mit nur wenigen angeführten Grasarten besiedelt); denn Hahnenfuß, Schaumkraut, Kuckucks-, Feller- und Glockenblume durchsetzen ja allenthalben mit ihren farbigen Blumenkronen das sonst so einförmige Grün, aus dem sich im Spätsommer wenigstens noch einige Korb- und Doldenblütler herausheben; bei Zisterwitz aber überwiegen auf große Strecken hin die buntblütigen Kräuter so stark, daß die Gräser dazwischen nahezu verschwinden, und dabei stellen sie ein so befremdendes Gemisch dar, wie man es auf solchen Matten kaum anderswo zu sehen bekommt.

Schon in der ersten Maienhälfte breitet seine leuchtenden Blüten das Weiße Fingerkraut (*Potentilla alba*) aus, dessen seidig schimmernde Blätter auch später noch von einzelnen Nachzügeln durchsetzt sind. Im Hochsommer wird das Weiß hauptsächlich gestellt von den lockeren Rippen der Graslinie (*Anthericum ramosum*), die, sonst meist in Kieferwäldern und Heiden eingesprengt, hier einen recht ungewöhnlichen Standort hat. Nicht ganz so hoch wie deren fast meterhohe Schäfte, aber doch hier oft wesentlich über das Durchschnittshöhenmaß hinausgehend, erheben sich die gelben Blütenkörbe der Schlangenzunge (*Scorzonera humilis*, nahe verwandt der jetzt auch bei uns als Gemüsepflanze immer

ausgedehnteren Anbaus sich erfreuenden Schwarzwurzel, *S. hispanica*), deren in ihrer Breite großen Schwankungen ausgelegte Blätter zufolge des Vortretens starker Längsrippen den Anschein einer einkimblättrigen Pflanze hervorrufen. Das fette Purpurrot, in dem hier in der ersten Hälfte des Sommers die ja auch sonst weit verbreitete Fuchsnelle (*Viscaria vulgaris*) prangt, wird in den auf die Sommerrunde folgenden Wochen geliefert von einer sonst bei uns überaus seltenen, auf den Eilsterwiger Wiesen jedoch wohl immer noch zu Tausenden vorhandenen Schwertelart (*Gladiolus paluster*), deren Blüten zwar in der Größe hinter denen der Gartenschwertel merklich zurückbleiben, im Schönheitswettbewerb aber — wenigstens nach Auffassung derer, die nicht in „echt“ deutscher Manier das Fremde stets dem Heimatlichen vorziehen, — mit ihnen erfolgreich in die Schranken treten können. Im Spätsommer (in diesem Jahre sogar schon von Mitte Juli an) öffnet der Wiesenanzian (Zungenblume, *Gentiana Pneumonanthe*) seine innen tiefblauen Glöden. Weniger durch Farbenschönheit, als durch die zierliche Fiederung der überwiegend hellvioletten Kronblätter fesselt dann gleichzeitig die Prachtnelle („Fuchsnelle“, *Dianthus superbus*) das Auge. Nunmehr sind auch die meterhoch über den Boden gehobenen Dolben der echten Hirschwurzel (*Peucedanum Cervaria*) überall zu sehen, deren ihm aufgelagerte, durch doppelte Fiederung in zierliche Abschnitte geteilte, bläulichgrüne Blätter schon längst dem Blicke des Kenners sich aufdrängen, der vielleicht auch am Westrande gegen den Wald hin oder bereits am Bache unweit der Brücke die viel breiteren, ebenso gefärbten der Weißen Hirschwurzel (*Laserpicium latifolium*) wahr-, aber hoffentlich nicht mitgenommen hat: er bekommt diese, zu den kräftigsten unserer Dolbenpflanzen gehörige Staude weit zahlreicher in der Nähe des Geiersberggipfels zu Gesicht. In jenem Bachlaufe müßten übrigens jedem für natürliche Schönheit Empfänglichen die oft noch breiteren, zuweilen je $\frac{1}{2}$ Quadratmeter bedeckenden, bis dreifach gefiederten, lebhaft grün gefärbten Blätter des Bodsbartes (*Aruncus silvester*) auffallen, selbst wenn seine prächtigen, aus zahllosen weißen Blüten aufgebauten Strauße längst verschwunden sind. Das an demselben Wiesenrande — sehr spärlich — vorkommende Chrysanthemum *corymbosum*, unsere seltenste Verwandte der überall verbreiteten, jetzt als „Margaretenblume“ vorübergehend auch allgemeiner bekannten Tellerblume (*Chr. Leucanthemum*) ist gleich der Weißen Hirschwurzel besonderer Schonung bedürftig; selbstverständlich gilt eigentlich diese Mahnung zur Unterlassung des zwecklosen Ausräumens für all diese Pflanzenschätze, doch wird sie wohl bei der unserer Blütenwelt gegenüber schier unbezähmbaren, hier hauptsächlich von zarteren Händen zur Geltung gebrachten Kauflust nicht viel fruchten. Wenn sie nur wenigstens auf die Ränder des markierten Weges beschränkt bliebe! Jenes Chrysanthemum ist wohl gerade durch die große Ähnlichkeit seiner Köpfe mit denen der gewöhnlichen Art vor Plünderung durch Nichtkenner gesichert; gefährdeter ist dort unsere schönste Kleeart (*Trifolium rubens*), die zwar an mehreren Plätzen dieser Wiesen, aber doch immer nur spärlich ihre herrlichen Blütenähren zeigt.

Hiermit wäre wohl die Aufzählung der in Blütenpracht strahlenden Arten erschöpft; der Botaniker findet zwar auch unter den trotz zunehmender Trockenheit immer noch stellenweise in Mengen vorhandenen Binzen und Niedgräsern zwischen vielem „Schund“ manches Beachtenswerte, und besonders wird ihn der hier völlig unvermutete Anblick einer auf den Rändern des Niesengebirges und des Seftenes häufigen Vermeinkrautart (*Thesium alpinum*) festhalten, doch werden deren unscheinbare Blüten von den meisten Geiersbergbesuchern, deren Zahl (nach der gründlichen Wurstpapierdielung des Blockhauses zu schließen!) neuerdings beträchtlich zugenommen hat, kaum beachtet werden.

Indes droht diesen bescheiden gekleideten, wie den stolz geschmückten Kräutern in neuester Zeit gleich schwere Gefahr durch die geplante Bahnanlage. Selbst wenn man hier endlich einmal auf die Stimme der Heimatfreunde hören und von der bisher so häufig geübten Praxis abgehen sollte, rücksichtslos wertvolle Denkmäler der urwüchigen Baum- und Krautwelt zu vernichten, auch wenn dies durch eine winzige Abweichung von der leichter abstekbaren, geraden Linie sich hätte vermeiden lassen, ist doch vielleicht der größte Teil des Geländes der Bauspekulation preisgegeben. Zwar die oberen, zur Herrschaft Mellendorf gehörigen Wiesen, die auch noch viel Schönes beherbergen, erscheinen durch Fideikommißbestimmungen gesichert, aber sowohl diejenigen aus dem Besitze des Staates wie die der Eilsterwiger Grundeigentümer sollen, wie verlautet, zur Anlegung von Villenkolonien veräußert werden. Mir scheint nun freilich schon durch den herrschenden Wassermangel dafür gesorgt, daß hier der Bodenwucher nicht allzu üppig gedeihen kann; immerhin ist die Lage bedrohlich genug. Nun, das wenigstens wird hoffentlich den Bemühungen unseres Heimatschutzbundes, der bei den maßgebenden Persönlichkeiten vorstellig werden will, gelingen, daß ein ansehnlicher Rest von dem hier in Frage kommenden Anteile des Staatsforstes Hobten als unverkäuflich ausgeschieden und derartig vor Verwüstungen durch unberufene Gäste ohne Beeinträchtigung der echten Naturfreunde geschützt wird, wie es allgemein für die Ueberbleibsel der alten Herrlichkeit so dringend nötig erscheint, wenn anders unserm deutschen Volke die Möglichkeit eines gesunden Gemütslebens erhalten bleiben soll.

Auch außerhalb des leider immer noch so engen Kreises des Heimatschutzbundes ist auf diese Gefahren hingewiesen worden, u. a. kürzlich in einem lezenswerten Artikel der „Breslauer Zeitung“. Sein Verfasser möge mir zwei Zusatzbemerkungen gestatten, mit denen ich den meinigen schließe. Zunächst ist er falsch berichtet, wenn ihm die hier in Betracht kommende Flora als „nordisch“ bezeichnet worden ist; im Gegenteil erreichen einige der genannten Pflanzen (und noch mehr gilt dies von der Vegetation des Geiersberggipfels!) bei uns die Nordgrenze ihrer Verbreitung. Dann aber verkennt er auch die Sachlage, wenn er in seinem auf den Heimatschutzbund bezüglichen Satze den Vorwurf der Untätigkeit durchschimmern läßt. Er kann versichert sein, daß nicht bloß der Vorstand insgesamt in eingehenden Beratungen bemüht gewesen ist, sich dem vorgesteckten Ziele möglichst zu nähern, sondern auch einige seiner Mitglieder ansehnliche Opfer an Zeit und Geld gebracht haben, um die Oeffentlichkeit zu regerer Anteilnahme an seinen Bestrebungen zu gewinnen. Wenn dies noch nicht recht gelungen ist, so beruht es wohl hauptsächlich darauf, daß hier nur Gediegenes geschaffen werden sollte und der andernorts konventionelle Brauch, durch hochtönende Redensarten die Geringwertigkeit der tatsächlichen Leistungen zu verdecken, verschmäht wurde.

Prof. Dr. Theodor Schube in Breslau

Persönliches

Oberbaurat **Friedrich Hamel**, den ein schneller Tod am 19. Juni mitten aus einem Leben voll der wirksamsten Tätigkeit riß, war am 17. April 1845 in Quedlinburg geboren. Am 4. Oktober 1868 wurde er zum Regierungsbauführer ernannt. Den Feldzug 1870/71 machte er als Unteroffizier d. R. mit. Im Militärverhältnis war er zuletzt Hauptmann der Landwehrtillerie. Am 10. Mai 1876 wurde er Regierungsbaumeister. Mit seiner Ernennung zum Wasserbauinspektor am 1. Juni 1884 kam er als Hilfsarbeiter an die Oberstrombauverwaltung zu Breslau. Am 1. Juni 1888 wurde er zum Leiter des Breslauer Wasserbauamtes berufen, aus welcher Stellung er am 1. Juli 1894 mit der Beförderung zum Regierungs- und Baurat an die Regierung

zu Düsseldorf versetzt wurde. Hier übertrug man ihm die Stelle des wasserbautechnischen Rates. Am 1. Januar 1898 erfolgte seine Berufung zum Oderstrombaudirektor und am 26. März 1902 seine Ernennung zum Oberbauart. 24½ Jahre seines Lebens waren der Arbeit an der Oder gewidmet. Bei Charakterisierung seiner Tätigkeit sei an den Ausbau des Coselers Hafens, an die vielen Projekte zum weiteren Ausbau der Schiffsahrtsstraße und an das große Werk des Obergerichtes erinnert, dessen technische Seite, besonders die geniale Lösung der Hochwasserbekämpfung durch die Ueberlaufolder, seine Arbeit ist. Ein Teil der Arbeiten ist erst im Gange. Es war ihm nicht beschieden, dieses große Kulturwerk zu Ende führen zu helfen.

Am 7. Juli verschied in Bad Altheide Major a. D. **Constantin von Schweinichen** auf Pawelwitz im 62. Lebensjahre. Mit ihm haben der heimische Grundbesitz und der schlesische Adel einen kraft- und charaktervollen Vertreter verloren. Einer der ältesten schlesischen Adelsfamilien entsprossen, hatte der Entschlafene es sich zur Aufgabe gestellt, die Ueberlieferungen und weit verbreiteten Beziehungen seines Geschlechts als eifriger und gewissenhafter Chronist zu studieren. Seine bis ins früheste Mittelalter zurückreichende, familiengeschichtliche Forschung, sein zielbewusstes Vertiefen in genealogische Fragen und Urkunden alter Jahrhunderte haben ein bedeutungsvolles Denkmal in dem umfangreichen Werke „Das Geschlecht derer von Schweinichen“ gefunden, das, weit über den Rahmen einer Familiengeschichte hinausgehend, ein Gesamtbild der Entwicklung des schlesischen Adels und der schlesischen Geschichte überhaupt gibt. Constantin von Schweinichen wurde am 17. August 1849 in Wasserjentsch, Kreis Breslau, geboren. Vom Kadettenkorps aus wurde er 1866 dem Infanterie-Regiment Nr. 22 als charakterisierter Fähnrich zugeteilt, und als solcher machte er den Feldzug mit. 1868 wurde er Leutnant. Im Kriege gegen Frankreich nahm er an der Einschließung von Paris und an mehreren Gefechten rühmlich teil. 1876 kam von Schweinichen als Oberleutnant zum Infanterie-Regiment Nr. 62, von 1877 bis 1878 war er Inspektionsoffizier bei der Kriegsschule Engers, 1882 wurde er als Hauptmann in das 4. Garde-Regiment zu Fuß versetzt und 1889 wurde er unter Versetzung zum Infanterie-Regiment Nr. 63 Adjutant am Generalkommando des II. Armeekorps. Von diesem Kommando wurde er noch in demselben Jahre entbunden und als überzähliger Major dem Regiment aggregiert. 1891 wurde er unter Versetzung zum Gardefüsilier-Regiment à la suite desselben als Bataillonskommandeur im Infanterie-Regiment Nr. 125 nach Württemberg kommandiert. Ein Jahr darauf wurde ihm mit der Uniform des Gardefüsilierregiments der Abschied bewilligt. Am 25. Mai 1889 vermählte sich Major von Schweinichen mit Marie von Korn, der jüngsten Tochter des Stadtältesten Dr. Heinrich von Korn.

In Lübeck ist am 10. Juli der Leiter der dortigen städtischen Theater, Intendantzrat **Georg Kurtzschol**, gestorben. Kurtzschol war ein geborener Schlesier. Geboren am 25. Oktober 1859 in Neurode, besuchte er das Gymnasium in Glaß, wendete sich aber bald der Bühne zu. In Graudenz trat er als jugendlicher Liebhaber im Jahre 1877 sein erstes Engagement an und ging dann später nach Halle, Barmen, Magdeburg und Posen. In letzterem Engagement wechselte er sein Rollenfach und wandte sich als jugendlicher Charakterspieler nach Breslau. Hier blieb er vier Jahre lang, worauf er nach Leipzig ging. 1893 wurde Kurtzschol Direktor in Annaberg, 1895 in Gera am alten fürstlichen Theater. Dort blieb er bis 1908, um dann die Leitung der Lübecker Stadttheater zu übernehmen. Als Regisseur und Bühnenleiter erkreute sich Kurtzschol in der gesamten deutschen Theaterwelt des besten Rufes.

Von langen Leiden erlöste der Tod am 13. Juli den Lehrer a. D. **Max Franke** in Breslau. Er war Ehren-

dirigent des Gesangvereins Breslauer Lehrer. Franke hat diesen weit über die Grenzen Schlesiens hinaus bekannten Verein gegründet und fast 15 Jahre lang als erster Dirigent mit größter Selbstlosigkeit, weißer Umsicht, nie ermügender Sorgfalt und künstlerischer Begeisterung geleitet und zu einem beachtenswerten Faktor im Breslauer Musikleben zu gestalten gewußt. Mehrere Jahre verwaltete er auch mit bestem Erfolge das Amt des ersten Vorsitzenden.

Mit dem am 14. Juli in Breslau im Alter von 69 Jahren verstorbenen rumänischen Generalkonjul **Rudolf Fuchs-Henel** ist eine hervorragende Persönlichkeit der Breslauer Geschäftswelt von hinnen gegangen. Im Verein mit seinem vor einigen Jahren dahingeshiedenen Halbbruder Hugo Julius Henel hat Rudolf Fuchs-Henel das ursprünglich bescheidene Leinengeschäft, das sie besaßen, zu dem großen Handels- und Versandhause Julius Henel vorm. C. Fuchs emporentwickelt, das einen eigenen großen Grundstückskomplex im Herzen der Stadt, mitten auf dem Ringe einnimmt. Der Dahingeshiedene widmete indes seine hervorragende Intelligenz und Arbeitskraft nicht nur seiner Firma, die er in den letzten Jahren allein leitete, sondern auch gemeinnützigen Einrichtungen und Bestrebungen. Er war Mitglied von etwa 30 Wohltätigkeits- und Fachvereinen, in den letzten Jahren auch Mitglied der Breslauer Handelskammer. Für das Wohl seiner zahlreichen Angestellten hatte er schon vor einem Menschenalter Einrichtungen getroffen, die erst weit später das Ziel allgemeiner sozialpolitischer Bestrebungen wurden.

Der bekannte Staatsrechtslehrer, Wirtl. Geh. Rat Professor Dr. **Paul Laband** in Straßburg i. E. beging am 5. Juli sein 50 jähriges Dozentenjubiläum. Er wurde am 24. Mai 1838 zu Breslau geboren. Kaum 23 Jahre alt, habilitierte er sich am 5. Juli 1861 in Heidelberg als Privatdozent für deutsches Recht. 1864 folgte er einem Rufe als a. o. Professor nach Königsberg i. Pr. und wurde hier zwei Jahre später zum Ordinarius befördert. Im Jahre 1872 erfolgte seine Berufung an die neu gegründete Kaiser Wilhelms-Universität in Straßburg. 1880 wurde er Mitglied des Staatsrats von Elsaß-Lothringen. Seit 1886 war Laband Herausgeber des „Archivs für öffentliches Recht“. Von 1865 bis 1900 gab er die „Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht“ mit heraus. Sein Hauptwerk ist das dreibändige „Staatsrecht des Deutschen Reiches“.

Professor Dr. **Fritz Haber** von der technischen Hochschule in Karlsruhe erfand ein neues Verfahren zur Verwendung des in der Luft enthaltenen Stickstoffes. Haber ist ein Sohn des Breslauer Stadtrats Siegfried Haber und wurde am 9. Dezember 1868 in Breslau geboren. Er besuchte in seiner Vaterstadt das Elisabeth-Gymnasium, studierte dann in Berlin, Heidelberg und wieder in Berlin, war darauf kurze Zeit im Geschäft seines Vaters tätig und siedelte schließlich nach seinem bisherigen Wirkungskreis Karlsruhe über. In den letzten Tagen ist ihm die nachgesuchte Entlassung aus dem badischen Staatsdienst zum 1. Oktober d. J. erteilt worden. Prof. Haber übernimmt an dem genannten Zeitpunkt die Leitung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie und Elektrochemie zu Dahlem bei Berlin.

Der Spezialforscher auf dem Gebiete der Mycologie, Dr. **Richard Falk** in Breslau, ist an die Königl. Forstakademie in Hannoverisch-Münden berufen und zum etatsmäßigen Professor der Mycologie ernannt worden. Dr. Falk war seit 1899 in Breslau zuerst als Assistent am Pflanzen-Physiologischen Institut, sodann als Leiter der an der hiesigen Universität eingeleiteten mycologischen Untersuchungen angestellt. Seine wichtigsten Arbeiten betreffen die Infektionskrankheiten des Getreides und die Schwammkrankheiten des Holzes. Auf diesem Gebiete ist Dr. Falk durch die von ihm durchgeführte wissenschaftliche Unterscheidung der verschiedenen Hauschwammarten auch in weiteren Kreisen bekannt geworden.

Professor **Dr. Rudolf Schenk**, der als Nachfolger des verunglückten Professors Dr. Abegg das physikalisch-chemische Institut der Technischen Hochschule in Breslau leitet und gegenwärtig der gesamten Hochschule als Rektor vorsteht, ist im Jahre 1870 in Halle a. S. geboren. Er studierte in Halle und war dort mehrere Jahre Assistent bei Geheimrat Volhard. Im Jahre 1897 habilitierte er sich an der Universität Marburg und wurde dort im Jahre 1899 Abteilungsvorsteher des Chemischen Instituts. Im Jahre 1906 wurde er als ordentlicher Professor der physikalischen Chemie an die Technische Hochschule in Aachen berufen, von wo aus er dem Rufe an unsere Technische Hochschule Folge leistete.

Am 4. Juli beging der bekannte Geograph, Geheimer Regierungsrat Professor **Dr. Josef Partsch**, seinen 60. Geburtstag. Der am 4. Juli 1852 in Schreiberhau geborene Gelehrte und allbekannte Forscher und Förderer der schlesischen Heimatskunde wirkt nun, nachdem er 20 Jahre als Ordinarius unserer Universität angehört hat, bereits sechs Jahre, seit 1905, als Rotzels Nachfolger an der Universität Leipzig. Durch seine „Schlesische Landes- und Volkskunde“, insbesondere aber durch sein zweibändiges Werk „Schlesien“, hat er sich neben seinen vielseitigen anderen Arbeiten unvergängliches Verdienst um seine Heimatsprovinz erworben.

In der Nacht zum 15. Juli verschied in Breslau Frau Sanitätsrat **Klara Reißer** im 89. Lebensjahre. Noch im hohen Alter schuf sie sich einen weiten Wirkungsbereich, indem sie viele Jahre als Vorsitzende des Vereins Frauenwohl in überaus reger Weise dessen Ziele verfolgte und besonders als Gründerin der Mädchenhorte eine segensreiche Tätigkeit entfaltete.

Die schwedische zahnärztliche Gesellschaft hat anlässlich ihres 50 jährigen Jubiläums den Direktor des zahnärztlichen Instituts in Breslau, Geh. Med.-Rat Professor **Dr. Partsch** wegen seiner Verdienste um die wissenschaftliche Zahnheilkunde und die Chirurgie des Mundes zu ihrem Ehrenmitglied ernannt.

Als Nachfolger des nach Würzburg übersiedelnden Geh. Regierungsrats Prof. Dr. Buchner hat der a. o. Professor und Abteilungsvorsteher am chemischen Institut in Kiel, Dr. phil. **Heinrich Biltz**, einen Ruf als ordentlicher Professor und Direktor des chemischen Instituts an die Universität Breslau erhalten. Er wurde am 26. Mai 1865 in Berlin geboren. Im Herbst 1885 erlangte er das Reisezeugnis am königlichen Wilhelmsgymnasium in Berlin, studierte hier und in Göttingen und promovierte im November 1888 an letzterer Universität. Dann war er als Assistent in Heidelberg und Greifswald tätig, habilitierte sich am 8. Juli 1891 in der Greifswalder philosophischen Fakultät für das Fach der Chemie und erhielt 1896 das Prädikat Professor. Am 1. Oktober 1897 wurde Biltz Vorsteher der anorganischen Abteilung am chemischen Institut zu Kiel

und trat zugleich in den Lehrkörper der dortigen philosophischen Fakultät ein. Am 23. September 1899 erfolgte seine Ernennung zum a. o. Professor an der Kieler Hochschule.

Kleine Chronik

Juli

10. Drei Professoren und 27 Studenten der Bergakademie in Cardiff treffen auf einer achttägigen Studienreise durch die ober-schlesischen Berg- und Hüttenwerke in Bismarckhütte ein.

15. In der Nähe der Stillermühle bei Striegau entsteht ein verderblicher Heidebrand.

15. Der Personenzug 345, von Breslau nach Rattowitz bestimmt, stößt dicht vor Oels mit einem rangierenden Güterzuge zusammen.

16. In Schloß-Ellguth bei Kreuzburg wütet in der Nacht zum 16. ein gewaltiges Schladenseuer, dem das Mühlengebäude der Dampfmühle zum Opfer fällt; der Schaden beträgt 300 000 Mk.

17. Bei den Erdarbeiten an der Kanalisation in Münsterberg stürzt ein 2½ Meter tiefer Graben ein. Drei Arbeiter werden verschüttet, einer davon wird getötet.

19. Die Tannenbaude bei Bernsdorf in Baberhäuser im Riesengebirge wird durch ein Schladenseuer völlig vernichtet.

20. Zwischen Paulineschacht und Normatolonie bei Rattowitz entgleist ein Schmalspurbahnzug. Drei Beamte werden verletzt.

Die Toten

Juli

7. Herr Rittergutsbesitzer, Major a. D. Constantin v. Schweinichen, 61 J., Altheide.

11. Herr Fabrikbesitzer, Oberleutnant a. D. Berthold Goguel, 42 J., Hirschberg.

12. Herr Maschineninspektor a. D. Ernst Bürger, 72 J., Breslau.

12. Herr früh. Rittergutsbesitzer Heinrich Ohlsen, 52 J., Breslau.

13. Herr Lehrer a. D. Max Franke, 53 J., Breslau.

14. Herr Kaufmann und Rgl. rumänischer Generalconsul Rudolf Fuchs-Henel, 68 J., Breslau.

Herr Oberstabsarzt d. R., Dr. Georg Kriß, 53 J., Breslau.

Gräfin Rose v. Königsdorff, 83 J., Ratibor.

15. Frau Sanitätsrat Klara Reißer, geb. Francolin, 88 J., Breslau.

16. Herr Hüttenmeister a. D. Oskar Groß, Breslau.

17. Herr Rgl. Oberförster Hermann Wehowski, 68 J., Breslau.

Herr Oberingenieur Carl Stöcker, Carlowitz bei Breslau.

18. Herr Spinnereidirektor a. D. Hubert Winkler, 69 J., Hirschberg.

19. Herr Dr. med. Robert Nischkowsky, 50 J., Trachenberg.

Herr Bankdirektor Oskar Ditsch, 68 J., Breslau.



Frau Klara Reißer



Der Väter Scholle

Roman von Paul H o c h e

(10. Fortsetzung)

Richard hatte freilich gemerkt, daß sich durch diese deutliche Absage Beatens Verhältnis zu ihm durchaus nicht gebessert hatte. Sie haßte ihn nun als ihren Herrn, der sie mit brutaler Gewalt da zurückhielt, wohin sie ganz und gar nicht paßte, der eben die Macht in Händen hatte und diese Macht egoistisch genug mißbrauchte. Mit Unwillen bemerkte sie es, daß dieser Mann doch nicht so verliebt war, daß er ihr alles, auch seine höchste Liebe opferte, daß sie überhaupt nicht seine größte Liebe war.

Und jetzt haßte sie den Hof noch mehr. Er erschien ihr als ihr glücklicher Nebenbuhler, der das Herz ihres Mannes schon längst an sich gekettet hatte, ehe sie es noch jemals besessen. Wie konnte daher seine Liebe zu ihr echt sein! Der Hof hatte ja über sie den Sieg, den völligen Sieg davongetragen; er kam in Richards Herzen stets in erster, sie erst in zweiter Linie zur Geltung.

Ueber den Zustand der Gleichgültigkeit gegen ihre neue Heimat war sie jetzt längst hinweg; der Groll gegen den Hof hatte in ihrer Brust gekeimt und nach und nach tiefe, tiefe Wurzeln geschlagen.

Es war still, sehr still geworden zwischen Richard und Beate. Eifige Kälte gegen ihn erfüllte ihre Brust, und er gab sich alle Mühe, die Glut seiner Leidenschaft niederzukämpfen, die überströmenden Gedanken seines leicht bewegten Herzens zurückzuhalten.

Leicht wurde es ihm freilich nicht, in dieser Weise immer und immer seine eigentliche Natur zu verleugnen. Zwar hütete er sich, in seinen Entschlüssen schwankend zu werden, aber er empfand darum den Schmerz über Beatens Entfremdung gegen ihn, über seine Vereinsamung doch nicht weniger lebhaft.

* * *

Seit langer Zeit saß Beate heute wieder zum erstenmal auf dem beschatteten Hügel. Sie wäre auch jetzt nicht hinaufgekommen, hätte ihr Susanne nicht am Nachmittage so viel vorgeschwärmt von dem herrlichen Fernblick von da oben aus, hätte das Mädchen sie nicht gebeten, doch einmal selber die Wahrheit ihrer Worte zu prüfen.

Susanne hatte wirklich recht gehabt. Man konnte von dieser Stelle aus einen großen Teil der Umgegend übersehen. Und dort in

der Ferne, nach Nordwesten zu, das mußte wohl die vielbesuchte Schneekoppe sein.

Ja, es war eigentlich eine Lust, sich hier auf hoher Warte umzusehen! Wie schön mußte erst der Ausblick vom nahen Zobten aus sein! So nahe sie ihm auch war, sie hatte ihn doch noch niemals bestiegen. Jetzt wurde in ihrer Brust der Wunsch rege, einmal da oben, neben dem kleinen Kirchlein auf seinem Gipfel zu stehen und in die Weite zu blicken. Aber klar und warm müßte es sein, so wie heute Nachmittag! O, das wäre dann vielleicht noch viel schöner als der Blick von Beatenruh aus!

Ihre Brust hob und senkte sich leise. In vollen Zügen sog sie die warme, reine Herbstluft ein. Ein ungekanntes, wonniges Behagen erfüllte ihr Gemüt. Zum erstenmal zog sie es freiwillig vor, den ganzen Nachmittag im Garten zu verleben, dort zu verweilen, wo ihr so wohl zumute wurde.

Ja, sie mußte Susanne wirklich dankbar sein, die sie veranlaßt hatte, dieses herrliche Plätzchen aufzusuchen.

Ach, die arme Susanne!

Ein Gefühl des Mitleids wallte in Beatens Brust auf, als sie an ihr Küchenmädchen dachte. Vorigen Herbst hatte sie sich aufs Krankenlager gelegt und hatte lange dort bleiben müssen. Zwar war sie wieder etwas gesünder geworden, so daß sie aufstehen konnte, ja, im Sommer konnte sie sogar wieder ihre leichten Berufsarbeiten erfüllen; aber gegen den Herbst hin begann sie schon wieder kränker zu werden. Und wie blaß und schwächlig sie schon geworden war! Wie ein Schatten ging sie herum.

Und wie geduldig sie ihre Krankheit ertragen hatte, und wie sie sich freute, als sie sich wieder gesünder fühlte! Beate hatte sie einst belauscht, wie sie vor ihrem Kleiderschrank stand und mit liebevollen Blicken das einfache, weiße Kleid betrachtete, das sie sich voriges Jahr gekauft hatte, als sie Handröschel hatte zum Tanz in die „Krone“ führen wollen.

Sie hatte es noch nicht anziehen können. Kurz vorher, ehe der große Tag des Tanzes gekommen war, hatte sie das Fieber gepackt und lange, lange Zeit nicht mehr losgelassen.

Aber jetzt, jetzt wurde sie ja wieder gesund, und nun würde sie das Kleid tragen, wenn die Zeit des Tanzes wiederum herankam.

Unmerklich war in Beatens Herz ein Interesse erwacht für dieses stille Mädchen mit seinem freundlichen, zuvorkommenden Wesen. Anfänglich war sie sich dieser Teilnahme an dem fremden Kinde kaum selbst bewußt; erst nach und nach, als sie tagtäglich Susanne um sich hatte und sie fast stündlich beobachten konnte, steigerte sich diese Teilnahme an ihr so, daß sie sich in ihren Gedanken oft mit ihrem Wesen und ihrem Geschick beschäftigte.

Was daher keinem Menschen auf dem Idahofe zuteil wurde, selbst Richard nicht ausgenommen, dessen konnte sich der Wildling, die Susanne, rühmen: die Herrin sprach oft ein freundliches Wort zu ihr, besonders, wenn sie mit ihr allein war. Aber auch Marianne merkte bald, was für eine außergewöhnlich freundliche Gesinnung Frau Beate gegen das Küchenmädchen hegte, und auch sie bemühte sich, um der Herrin zu Gefallen zu leben, Susanne besser als bisher zu behandeln.

Diese verstand die seltene Gunst, die ihr von ihrer Herrin zuteil wurde, wohl zu würdigen. Wie einem Abgott brachte sie Beate überschwengliche Liebe entgegen. Es tat ihrem Herzen ganz besonders wohl, daß diese feine, schöne Frau, vor der sie anfangs immer eine tiefe Scheu gehabt hatte, und von der sie ja in früherer Zeit auch tatsächlich ebensovienig Beachtung gefunden hatte wie alle anderen Personen des Idahofes, daß diese Frau ihr, der Verachteten unter allen, eine so ausnahmsweise Teilnahme zeigte. Wie glücklich sie sich fühlte, daß zwei so schöne und so gute Menschen sie liebten! Hätte sich doch nur eine Gelegenheit geboten, ihnen beiden, der Herrin und dem Knecht, einmal recht zu zeigen, was für Opfer sie für eine solche Liebe zu bringen bereit war!

Die arme Susanne!

Wieder kehrte dieser Gedanke in Beatens Herz zurück, als sie jetzt, über ihre Nadelarbeit gebückt, an das Mädchen dachte.

Susanne war leider kränker, als sie es selber wußte; ihre Gesundung im Sommer war nur eine scheinbare gewesen. Der Arzt hatte Beate, als er das Mädchen zum erstenmal untersucht hatte, mitgeteilt, daß dieses von einer tief eingewurzeltten Schwindjucht befallen sei, von der es keine Heilung mehr gäbe. Wenn sie sich auch im Sommer erholen sollte, so werde sie wahrscheinlich das nächste Frühjahr oder der darauf folgende Winter um so sicherer mitnehmen. Und dieser traurige Todesgedanke erfüllte Beatens Herz doppelt mit Mitleid für das arme Mädchen, das jetzt sichtlich so sehr am Leben hing und noch so viel Frohes von ihm erwartete.

Beate wurde in ihren Gedanken durch nahe Schritte gestört. Sie sah von ihrer Arbeit auf und erblickte Richard vor sich.

Er wunderte sich zwar, sein Weib heute einmal hier anzutreffen, aber da er den ernstesten Zug in ihrem Gesichte sah, zog er es vor, zu schweigen.

Aber einen Brief holte er jetzt aus seiner Rocktasche hervor. Er selber hatte ihn bereits geöffnet und gelesen. Nun reichte er ihn schweigend Beate hin.

Diese überflog den Inhalt des Briefes so rasch, als es die ungeübten Schriftzüge des Schreibers nur gestatten mochten.

Das Schreiben kam aus der Hauptstadt der Provinz und war von Suses Vater, der früher im Dorfe der wilde Hufschker genannt worden war, verfaßt.

Vor etwa sechzehn Jahren hatte Hufschker heimlich den Idahof verlassen, ohne seine zahlreichen Schulden im Dorfe zu bezahlen, ohne seinem Weibe, die ein paar Jahre älter gewesen war, als er selber und der alle abgeraten hatten, sich mit dem wilden Keel einzulassen, nur einen Pfennig Geld zurückzulassen. Aus seinem kleinen Kinde, der häßlichen Krabbe, wie er das schwächliche Mädchen stets nur nannte, hatte er sich niemals viel gemacht.

Susannens Mutter hatte ihn ungehindert laufen lassen; ihr hatte er das eine Jahr des Zusammenlebens gründlich zur Hölle gemacht. Sie hatte daher aufgeatmet, als sie plötzlich von ihm erlöst wurde.

Wohin er gegangen war, wußte niemand im Dorfe, und niemand verspürte auch die Sehnsucht, ihn wieder daheim zu wissen. Geschrieben hatte er niemals, und so war es gekommen, daß Susanne so gut wie nichts von ihrem Vater wußte; nur manchmal hörte sie von den älteren Leuten von ihm, als dem „wildem Hufschker“, sprechen. Dann durchfuhr ein plötzlicher Schreck ihre Brust, und der Wunsch wurde in ihr rege, diesen Mann nie zu sehen. Selbst jetzt, als sie schon sechzehn Jahre zählte, hütete sie sich davor, überhaupt nur seiner zu gedenken.

Und jetzt schrieb dieser Hufschker an Salden, daß er nun sein Kind für sich zurückfordere. Er habe seine Tochter nun gerade lange genug entbehrt. Nun aber solle sie zu ihm kommen; er habe auch Verwendung für sie. Sie solle nicht ihr Leben lang durch fremde Leute ausgenützt werden. Er werde jetzt von seinem Vaterrechte Gebrauch machen.

Ein Gefühl des Zornes war in Richard aufgewallt, als er vor wenigen Minuten den Brief entziffert hatte, und auch Beate erging es jetzt nicht anders.

Denn aus dem ganzen Ton des Schreibens sprach ein hämischer, häßlicher Charakter. Wer konnte wissen, was für eine schreckliche Zukunft Susanne erwartete, wenn sie in die Gewalt dieses Mannes kam, der jedenfalls mit Absicht erwartet hatte, seine Rechte auf sie geltend zu machen, bis jetzt, da sie den Kinderjahren entwachsen war und er in irgend einer Weise von ihr Nutzen ziehen konnte. Dieser Gedanke empörte Richard und Beate vielmehr als der versteckte Vorwurf, als wäre Susanne auf dem Idahofe bisher nur ausgebeutet worden.

Nicht ohne Absicht hatte Richard diesen Brief Beate gezeigt. Er hatte längst zu seiner Freude bemerkt, daß sein Weib eine gewisse Zuneigung für das Mädchen empfinde. Das war ihm immerhin ein günstiges Zeichen nach alledem, was ihm die Vergangenheit bisher gebracht hatte; dadurch gewährte er doch zum erstenmal an ihr, daß sie überhaupt imstande sei, ihr Herz für etwas zu erwärmen, und daß in ihrer Brust die Teilnahme für eine gute Sache emporkeimte.

„Was wollen wir auf diesen Brief hin tun, Beate?“ fragte sie jetzt Richard.

„Verhindern, daß Susanne von uns wekommt,“ versetzte sein Weib. „Das wäre unsere Pflicht, auch wenn sie ganz gesund wäre; aber bedenke, daß sie dem sicheren Tode entgegengeht. Wir haben deshalb doppelt die Pflicht, sie vor dem Elend, das sie bei ihrem Vater erwartet, zu bewahren.“

„Das ist ganz meine Meinung. Wenn wir das nur auch ausführen können! Ich werde dem Hufschker zunächst auf seinen Brief mitteilen, wie wohl sich Susanne bei uns fühlt, wie gut sie es hat, und wie krank sie ist. Ich werde ihm selbst mitteilen, daß ich ihm ein hohes Lohn für seine Tochter schicken werde alle Jahre, und daß Susanne trotzdem nichts bei uns entbehren soll. Denn ich glaube ganz bestimmt, daß es ihm einzig und allein nur um den Gewinn zu tun ist, und den mag er von mir haben.“

Ein dankbarer Blick aus Beatens Augen traf Richard, nachdem er diesen seinen edelmütigen Entschluß kundgetan hatte. So warm hatte sie ihn ja schon lange nicht angesehen. Freudig erregt wandte er sich nach einigen Worten hinweg, um gleich an die Beantwortung des Briefes zu gehen.

Noch einmal mußte er sich umwenden; Beate hatte ihm noch etwas zu sagen.

„Ich denke, es ist am besten, wenn wir über die Sache Susanne gegenüber schweigen, bis wir Klarheit haben. Ist es nicht so?“

Richard nickte zustimmend; dann schritt er langsam und gesenkten Hauptes seiner Stube zu.

Als sich Handrißchek an diesem Abend zu Bette legte, fühlte er an verschiedenen Stellen seines Leibes empfindliche Schmerzen, und dennoch war ihm so wohl wie seit langem nicht.

Eigentlich hatte er heute Abend einen ernsthaften Zweikampf auszufechten gehabt, aus dem er zwar verschiedene Beulen mit nach Hause genommen, in welchem er aber doch gesiegt hatte. Der Triller vom Fuchslande ärgerte sich schon lange, daß der polnische Weißkopf ihn aus seiner Gunst bei Marianne vollständig verdrängt hatte, und diesen Merger suchte er in zweideutigen Spottreden auszulösen. Schon oft hatte es in Handrißcheks Hand gezuckt, den spöttischen Bruder Lustig dafür einmal gehörig durchzuwalken; allein bisher hatte sich der Segner immer im letzten Augenblick zu retten oder herauszureden gewußt. Allein heute hatte er es doch zu schlimm getrieben. Erst hatte er Handrißchek in lächerlicher Weise zu seinem Bräutigamsglück gratuliert und ihn schon dadurch ganz empfindlich gereizt; dann, als er sich Mut getrunken, hatte er überlaut auf den Tisch geschlagen und Handrißchek bedauert, weil er in Marianne eine Person zur Frau bekäme, die kein anderer mehr möge. Er selber habe sie ja auch heiraten sollen, aber als sie Ernst zu machen versuchte, habe er ihr natürlich den Laufpaß gegeben.

Jetzt hatte Handrißchek seine Wut nicht mehr zurückhalten können. „Pschia krew!“ hatte er laut ausgerufen, und wie ein gereizter Löwe war er auf Triller zugesprungen und hatte ihn mit seinen harten Fäusten solange bearbeitet, bis er heulend um Gnade winselte.

Diese Tat freute ihn jetzt im Bette noch. Durch sie hatte er sein Ansehen unter den Knechten wieder ganz bedeutend gestärkt, und das war ja so nötig, wenn er für immer hier bleiben wollte.

Aber noch mehr. Es freute ihn ungemein, daß er den Kampf für eine so gute Sache geführt hatte.

Es war ja wahr, daß Marianne ein lustiges Ding gewesen war, das manchem Manne fröhliche Blicke zugeworfen hatte. Aber wer konnte behaupten, daß sie sich an jemand weggeworfen hätte? Niemand. Es war nichts als boshafter Neid, wenn der Triller solche Schandreden gegen sie aufbrachte. Und vollends jetzt in den letzten Monaten war sie ja eine ganz andere geworden. Nicht ein einziges Mal hatte er sich darüber zu ärgern brauchen, daß sie wie in früheren Tagen mit einem andern liebelte.

Sie war überhaupt besser als früher geworden, wenigstens stiller, vernünftiger. Hatte vielleicht der häufige Umgang mit Susanne

diese günstige Wirkung hervorgebracht? Unmöglich war dies nicht. Denn wer konnte immer um Euse sein, ohne von diesem Vorbild der Freundlichkeit, Liebe und Geduld nicht endlich etwas selber anzunehmen?

Und nun hatte sich Marianne ihm auch ganz fest versprochen. Sie wollte ihn heiraten, nachdem sie deutlich erkannt hatte, daß er es doch wirklich von allen ihren vielen Verehrern am besten mit ihr meine.

Das war ein glücklicher Tag für Handrischek geworden. Marianne, das bildhübsche, vielbegehrte Mädchel, wurde sein Weib; sie zog ihn am Ende doch allen anderen vor. Nun erfüllte seine Seele ein neues, großes Glück, um dessentwillen schon die verlorene Heimat verschmerzt werden konnte.

Denn eine Rückkehr in sein polnisches Dörfchen war jetzt natürlich ausgeschlossen; denn dahin wäre ihm Marianne wohl doch nicht gefolgt. Auch hatte er sich ja jetzt schon in das Leben auf dem Idahofe und im Musikantendorfe eingelebt.

Dazu war ihm noch ein besonderes Glück zuteil geworden. Salden hatte seine Treue längst erkannt, und um ihn für immer an sich zu fesseln, ihm großmütig versprochen, ihn in das verlassene Gartenhäuschen einzuziehen zu lassen. Wenn er sich Marianne heiratete, wie Richard es vermutete, dann sollten sie beide darin hausen, Handrischek als sein Hausmann und Vorarbeiter der Leute auf dem Felde, Marianne als Stubenfrau und Wirtschafterin Beates, die sich ebenfalls längst an das flinke, saubere Mädchen gewöhnte und sie nur ungern einmal gemißt hätte.

Das waren gute Ausichten für das Liebespaar geworden, und mit vergnügtem Herzen schiefen beide an diesem Abend ein.

Nur ein Gedanke wurde in Handrischeks Brust noch lebendig, ehe er den Schlaf fand. Jetzt, wo die Hochzeit mit Marianne in naher Aussicht stand, mußte er doch auch mit Euse einmal von seiner Zukunft reden. Wahrscheinlich wußte sie noch nichts von seiner Liebe zu Marianne. Denn sie plauderte ja über alles mit ihm, was ihn anging; davon aber hatte sie noch kein einziges Wort erwähnt. Und er selber hatte auch stets davon geschwiegen; noch immer war es ihm zumute gewesen, als dürfe er über diese Sache mit dem halbwüchsigen Mädchen noch nicht sprechen. Und während des letzten Jahres, wo sie immerfort krank gewesen war, hatte er auch nur selten Gelegenheit gehabt, mit ihr allein zu sein.

Allein jetzt, in den nächsten Tagen sollte sie doch sein Geheimnis von ihm erfahren. Marianne hatte er gebeten, Euse gegen-

über Stillschweigen zu bewahren; sie sollte alles selbst von ihm hören. Sie würde gewiß mit aufrichtiger Freude von seinem großen Glück hören und nicht nur ihm eine treue Freundin bleiben, sondern in dasselbe schöne Verhältnis auch zu Marianne, die sich ja jetzt auch gut mit ihr vertragen, treten.

Mit diesem freundlichen Zukunftsgedanken schief Handrischek ein, nachdem er sich noch einmal die Beulen befühlt hatte, die er sich zu Ehren seiner Liebe heute geholt hatte. —

Nach wenigen Tagen hatte Huschker auf Saldens Brief geantwortet. Was er schrieb, war für Richard und Beate nicht gerade angenehm zu lesen gewesen.

Huschker teilte mit, daß es ihm gar nicht einfallt, auf Saldens Vorschläge einzugehen; Geld wolle er von ihm nicht haben, sondern nur sein Kind, auf das er das erste Anrecht habe. Er werde daher in den nächsten Tagen selber herauströmen und Euse nach der Stadt mitnehmen. Ob sie wolle oder nicht, das sei ihm gleichgültig; als sein Kind habe sie ihm unbedingt zu gehorchen.

Richard überlegte, was gegen die Anschläge dieses Mannes zu unternehmen sei. Erst wollte er es noch einmal in Güte versuchen, Huschker umzustimmen. Vielleicht ließ sich aber auch mit Hilfe der Gerichte etwas ausrichten. Es konnte ja bewiesen werden, daß sich der Vater sechzehn Jahre nicht um sein Kind gekümmert hatte, daß dieses unter der Pflege Richards, seines Vormundes, durchaus gut erzogen worden war, und daß sich Euse aller Wahrscheinlichkeit nach selbst sträubte, in die Stadt zu dem ihr fremden Vater zu ziehen.

Aber für alle Fälle war es doch angebracht, Susanne auf eine mögliche zukünftige Veränderung vorzubereiten. Man konnte ja nicht wissen, ob sie nicht doch ihrem Vater folgen wollte.

Beate hatte es übernommen, Euse die Nachricht zu überbringen. Es war ihr nicht leicht geworden, sich dieser Aufgabe zu entledigen. Die Wirkung ihrer Enthüllung war, wie sie geahnt hatte.

Susanne war bleich und sprachlos geworden. Mit offenem Munde starrte sie ihre Herrin an. Wie, das war möglich? Der Mund, der ihr schon so manches freundliche, beglückende Wort gesagt hatte, sprach jetzt etwas so Entsetzliches aus?

Dann gewahrte sie, wie mitleidig Beate auf sie niederblickte. Gewiß, es ging ihr auch nahe, sich von ihr zu trennen; war sie selber auch nur ein Küchenmädchen, der Herrin hatte sie doch stets getan, was sie ihr nur an den Augen hatte absehen können.

(Fortsetzung folgt)



Das Eichendorff-Denkmal in Breslau
von Alexander Kraumann

phot. A. Pichler in Breslau



Technische Arbeit und Erziehung

Von Dr. A. P a b s t in Leipzig*)

Aristoteles nennt die menschliche Hand das Werkzeug der Werkzeuge, und sie ist es in dreifacher Hinsicht. Denn erstens ist sie das natürliche Werkzeug, das dem Menschen durch die Geburt gegeben wird; zweitens war sie das erste Vorbild für die künstlichen Werkzeuge, und drittens beruht auf ihrer Tätigkeit im wesentlichen die Herstellung der Handwerkszeuge.

Die ersten Werkzeuge, die sich der Mensch herstellte, waren offenbar nur auf eine Verstärkung der Tätigkeiten berechnet, die er mit seiner Hand ausüben konnte. Der Stein mit einem Holzstiel z. B. ist nichts weiter als eine künstliche Nachbildung des Vorderarmes mit der geballten Faust; auf diese Grundform sind alle Hämmer zurückzuführen und auch der riesige Dampfstahlhammer, den der moderne Ingenieur konstruiert, läßt diese Grundform noch erkennen. Im Fäustel des Bergmanns und im Hammer des Schmiedes hat sie sich fast unverändert erhalten.

Der Hammer wurde dadurch, daß man an ihm eine Schneide anbrachte, in Art und Weisung umgewandelt; er erhielt durch diese Verbesserung eine vielseitigere Verwendung als Werkzeug

*) Der Verfasser hat das glücklicherweise immer mehr Beachtung findende Thema vergangenen Winter an einem Vortragsabende des Kunstgewerbevereins behandelt.

und als Waffe zum Kampfe. Das Vorbild für diese Umwandlung gaben dem Menschen die Schneidezähne seines Gebisses; auch die Feile und die Säge sind diesem Vorbilde nachgebildet, während die Zange und der Schraubstock in dem aus Ober- und Unterkiefer gebildeten Gebiß ihr Vorbild gehabt haben. In ähnlicher Weise läßt sich an anderen einfachen Werkzeugen nachweisen, auf welche Urform sie zurückzuführen sind, und wie sie erst durch allmähliche Verbesserung den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, der uns jetzt bei ihrem Gebrauche zu statten kommt. Der Haken z. B. ist auf den gekrümmten Finger zurückzuführen, die Lanze auf die Verlängerung des Armes, der Bohrer auf den gestreckten Zeigefinger mit dem scharfen Nagel. So läßt sich noch in vielen anderen Fällen die Grundform leicht erkennen. Naturgemäß steigerte sich der Wert der Werkzeuge mit der Verwendung härterer Stoffe (Holz, Horn, Stein, Metall), durch die das Werkzeug eine größere Haltbarkeit erhielt und seine zweckmäßigere Gestaltung ermöglicht wurde. Ueber die im Verlaufe dieser Entwicklung auf einander folgenden Stufen gibt uns die Urgeschichte ausreichende Auskunft, indem sie uns lehrt, daß auf die Stein- und Bronzezeit eine Eisenzeit folgte. Die moderne Technik aber hat ihre größten Triumphe erst dadurch

feiern können, daß man den härtesten Stahl herstellen und bearbeiten lernte, und wenn er auch bei seiner Verwendung zu Krupp'schen Gußstahlgeschützen und Panzerplatten scheinbar nur den Zwecken der Zerstörung von Kulturwerten dient, so ist dies eben nur scheinbar der Fall, denn in Wirklichkeit bedeutet jeder neue Fortschritt in der Waffentechnik auch eine neue Sicherung des Friedens. Je mehr die Verbesserung der Kriegswaffen die Gefahren und die Verluste an Menschenleben und Gütern im Falle eines Krieges erhöht, umso mehr wird das Gefühl der Verantwortlichkeit auf denen lasten, die über Krieg und Frieden zu entscheiden haben.

Die wenigen Beispiele, die im Vorhergehenden aus einer großen Fülle von Material entnommen wurden, sind wohl hinreichend, zu zeigen, wie sehr die Kulturentwicklung der Menschheit von der Erfindung und Vervollkommnung der Werkzeuge abhängig gewesen ist. Das Werkzeug gab dem Menschen eine größere Herrschaft über die Natur und verfehlte ihn in die Möglichkeit, ihre Produkte zu seinem Nutzen auszubeuten. Die Herrschaft des Menschen über die Natur wuchs in dem Maße, wie er seine Werkzeuge zu Maschinen vervollkommnete, und auch die wissenschaftlichen Instrumente, mit denen heutzutage der Naturforscher arbeitet, sind nichts als verbesserte und verfeinerte Werkzeuge, mit denen wir unsere Sinne unterstützen. Mikroskop und Fernrohr dienen dem Auge, das Telephon dem Ohr, und der Telegraph erspart uns die Ortsveränderungen, die unsere Vorfahren zum Zwecke der Verständigung untereinander ausführen mußten. Dampf und Elektrizität sind die Kräfte, mit denen die heutige Technik Wunder wirkt, und deren Benützung um ein billiges Geld auch dem Ärmsten zu statten kommt. Goethe läßt seinen Faust noch sagen: „Wenn ich sechs Hengste zahlen kann, sind ihre Kräfte nicht die meinen? Ich fahr' dahin und bin ein rechter Mann, als hätt' ich 24 Beine.“ Ohne die Aufwendung für sechs Pferde zu machen, kann man heute noch viel schneller dahin fahren! Der ärmste Mann von heute reist viel bequemer, als der mächtige Kaiser Karl der Große in seinem Reiche gereist ist, das er mit einem zweirädrigen Ochsenkarren durchzog.

So erkennen wir ohne weiteres, daß der Mensch durch die Vervollkommnung der Werkzeuge und durch die Erfindung von Maschinen zu der heutigen Stufe der Kultur aufgestiegen ist. „Die ganze Menschengeschichte“, sagt Edmund Reitlinger, „löst sich, genau geprüft, zuletzt in die Geschichte der Erfindung besserer Werkzeuge auf.“

Aber mit der Vervollkommnung der Werkzeuge hat sich auch die Hand des Menschen verändert, die das Werkzeug gebraucht, und nicht nur seine Hand, sondern vor allem auch sein Gehirn. Das verfeinerte Werkzeug verlangt eine geschicktere Hand, und die geschicktere Hand kann nur dirigiert werden von einem leistungsfähigeren Gehirn. Durch den Gebrauch des Werkzeuges wurde die Hand nicht nur geübt, sondern auch geschont. Auf diese Weise entwickelte sich eine gegenseitige Wechselwirkung derart, daß die geübtere Hand ein vollkommeneres Werkzeug schaffen konnte, und daß dieses vollkommeneres Werkzeug wiederum eine geschicktere Hand verlangte. Beide Faktoren potenzierten sich gewissermaßen bis zur Erreichung der Höchstleistungen, wie sie in der Hand und im Werkzeug des Operateurs, des Künstlers, des Naturforschers oder des Feinmechanikers vorliegen. Der letztere z. B. arbeitet mit den feinsten Meßinstrumenten und dabei entwickelt er seine Hand zu einem so feinen Werkzeuge, daß sie in gewissen Leistungen das feinste Meßinstrument noch übertrifft; die letzte Prüfung und Einpassung der Mikroskopröhren in ihre Fassungen z. B. kann nur mittels des Gefühls vorgenommen werden.

Wenn der Satz, daß das verfeinerte Werkzeug auch eine verfeinerte Hand erfordert, ohne weiteres einleuchtend ist, so dürfte mancher doch nicht geneigt sein, ihn auf die Maschinenarbeit zu übertragen. Wer oberflächlich urteilt, kann zu der Meinung kommen, daß die Maschine eine weitergehende Ausbildung der Hand überflüssig macht, da sie ihr nur eine Hilfsleistung überträgt und die eigentliche Arbeitsleistung abnimmt. Eine genauere Prüfung zeigt jedoch, daß diese Auffassung nicht zutreffend ist. Auch bei der Verwendung von Maschinen ist ein Fortschritt im technischen Arbeitsprozeß nur dann möglich, wenn mit der Verbesserung der Maschine auch eine bessere Ausbildung der Menschen verbunden ist, die die Maschinen bedienen. Der nur roh ausgebildete Arbeiter z. B., der eine landwirtschaftliche Maschine gut bedienen kann, würde vollständig versagen, wenn man ihn an die Maschinen einer mechanischen Weberei stellen wollte. Je komplizierter die Maschine wird, desto geschulter muß auch die Hand sein, die sie bedienen soll. Eine solche Schulung der Hand setzt aber auch eine größere Leistungsfähigkeit des Gehirns voraus.

In bezug auf den Gebrauch wissenschaftlicher Apparate und feiner Meßinstrumente leuchtet dies ohne weiteres ein; es gilt aber ohne Zweifel für jede Art von mechanischer und technischer Arbeit. Wenn es sich bei dieser um Differenzen von Millimetern handelt, so

müssen die Finger äußerst exact arbeiten, und eine solche Leistung ist nicht möglich ohne eine entsprechende Ausbildung des Auges und eine bessere Entwicklung des Gehirns. Die Notwendigkeit nun, Hand, Auge und Gehirn des Kulturmenschen in höherem Maße auszubilden, als dies auf früheren Kulturstufen der Menschheit nötig war, führt uns auf das Gebiet der Erziehung. Wir müssen die Fragen stellen: Wodurch und unter welchen Bedingungen kann eine solche Ausbildung stattfinden? Wann hat sie zu beginnen, und wann wird sie beendigt sein? Welche Mittel stehen ihr zur Verfügung, und an welche Grenzen ist sie gebunden?

Die Beantwortung dieser Fragen führt uns zunächst auf ein schwieriges Gebiet wissen-

schaftlicher Forschung, das der physiologischen Psychologie. Sie führt uns aber auch weiter auf das Gebiet der praktischen Erziehungskunst, die sich an unsern Kindern im Elternhause und in der Schule erprobt. Sie führt uns endlich auf das spezielle Gebiet der Handarbeit, die als Erziehungsmittel bei uns heute noch keine besondere Rolle spielt, trotzdem aber berufen zu sein scheint, in der Erziehungskunst der Zukunft an eine hervorragende Stelle zu rücken. Wer dieser Frage weiter nachgehen will, der findet hinreichendes Material zu einer Prüfung derselben in meiner Schrift, die in der Sammlung: „Aus Natur und Geisteswelt“ (Leipzig, V. G. Teubner) erschienen ist und „Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung“ behandelt.



Bronze-Uhr

von Professor Theodor von Gosen

(In Besitz des Schlesiſchen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau)



phot. Paul Runze in Schweidnitz

Der Pavillon für Kunst und Kunstgewerbe auf der Schweidnitzer Ausstellung

Kunst und Kunstgewerbe auf der Schweidnitzer Ausstellung

Von Dr. Conrad Buchwald in Breslau

Auf dem weiten Platze vor der Haupthalle der Schweidnitzer Ausstellung, auf den der hohe Turm der alten Pfarrkirche und die blauen Berge herübergrüßen, und auf dem man den besten Eindruck von dieser kleinen, schmucken Bretterstadt von hundert Tagen gewinnt, liegt zur Rechten ein einfaches, weißes Haus mit einer von gelbem Grunde sich abhebenden schwarzen Pfeilergalerie und einem grünen Dach. Es trägt die Aufschrift: „Kunst und Kunstgewerbe“. Es ist kein „Muster“bau, wie die gegenüberliegende „Villa Agathe“ es sein will, und wie die Betonbrücke, die von der Ausstellungspforte zu diesem Platze führt, ganz sicher es nicht ist. Aber es ist ein, trotz oder wegen seiner Schlichtheit, mit einer gewissen, ruhigen Würde angenehm auffallender Pavillon nach einem Plan des Architekten Zuppe in Schweidnitz, der sich neben der gleichfalls in auffallend guten Formen gehaltenen Haupt- und der Maschinenhalle des Architekten Asmus gut behauptet.

Und der Inhalt? In der genannten Aufschrift des Hauses müßte eigentlich statt des verbindenden „und“ ein trennender Strich stehen. Denn eine Scheidewand geht im Innern mitten durch das Haus: Sie Kunst — hier Kunstgewerbe!

Die Kunstausstellung — Werke schlesischer Maler, Grifffkünstler und Bildhauer — hat Herr Lichtenberg für die Schweidnitzer Ausstellung zusammengebracht; den anderen, gleich großen Raum hat der Kunstgewerbeverein für Breslau und die Provinz Schlesien mit einer Kollektivausstellung von Arbeiten seiner Mitglieder ausgestattet. Vielleicht aber merken jene Scheidewand die Besucher der Ausstellung nicht nur daran, daß sie zweimal einen Zehnpfennig (für die Kunst und für die kunstgewerblichen Genüsse) opfern müssen.

Der Raum der Kunstausstellung war für 202 Gemälde, Aquarelle, Lithographien, Radierungen und Skulpturen zu klein, und man mußte sich mit einem ziemlich strupelosen Labyrinthsystem von Scherwänden

„andere, 10“

behelfen, um alles „unterzubringen“. Man hätte aber mit der Hälfte der Werke sicher einen besseren Gesamteindruck erzielt, und ein Bilderwechsel in der Mitte der Ausstellungszeit hätte alle „Eingefandts“ zu Worte kommen lassen.

Erstaunlich ist wieder die Menge schlesischer Künstlerkräfte. Es sind 62 Aussteller im Kataloge verzeichnet, größtenteils dieselben, die in der Jubiläumsausstellung des Lichtenbergischen Gemäldegalons Ende vergangenen Jahres vertreten waren (siehe Schlesien IV. S. 131) außerdem aber doch einige neue noch, während man andererseits sehr gute Namen leider vermisst.

Der Kunstgewerbeverein aber mußte Wert darauf legen, zugleich auch zu zeigen, wie man ausstellt (bei bescheidenen Mitteln). Er hat deshalb den zur Verfügung gestellten Raum nicht zu füllen, sondern architektonisch und farbig zu gestalten gesucht und zwar nach einem Entwurfe des Architekten Michael, Lehrers an der Breslauer städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule.

Des Eintretenden Blick fällt geradeaus auf ein großes Fenster und rechts auf eine lange Wand mit eingebauten Glaschränken, die zweimal von Sitzplätzen unterbrochen sind, deren Rücklagen prächtige, gewebte Teppiche von Wanda Bibrowicz bilden. Ueber den Schränken aber hat Bruno Steigüber drei lustige Medaillons gemalt. (Abb. S. 599.) Auf der anderen Seite liegen zwei Interieurs und zwischen ihnen ein rechteckiger Raum, der hauptsächlich mit einer Ausstellung schlesischer Spitzen (Spitzenmanufaktur Almalie Mekner, Schlesiſche Spitzenschulen (Hoppe-Siegert), Spitzenschulen der Fürstin von Pleß (Bardt- von Dobeneck) gefüllt und mit einem sehr schönen kraftvoll farbigen Fenster abgeschlossen ist. (Abb. S. 602.) Adolph Seiler hat es nach einem Entwurfe von Albert Bothe in der soliden Manier der alten Glasmaler geschaffen. Das erstgenannte Fenster von Carl Viehan aber zeigt als Schmuck einer ruhigen, grauen Fläche vier, sehr originell von Josef Sobainsky erfundene Scheiben in Bleiverglasung. Dargestellt sind die vier Elemente, schon in der jeweilig dominierenden Farbe (Braun die Erde, Rot das Feuer, Blau die Luft, Grün das Wasser) scharf charakterisiert. Fällt nachmittags die Sonne durch das Fenster, so glüht und gleißt es wie von Edelsteinen in diesen Medaillons, man glaubt das Feuer lodern und das Wasser rieseln zu sehen. (Abb. S. 600 und 601.)

Die erwähnten Innenräume sind ein Frühstückszimmer in ländlichem, schlesischem Geschmack, entworfen und gemalt von Max Streit

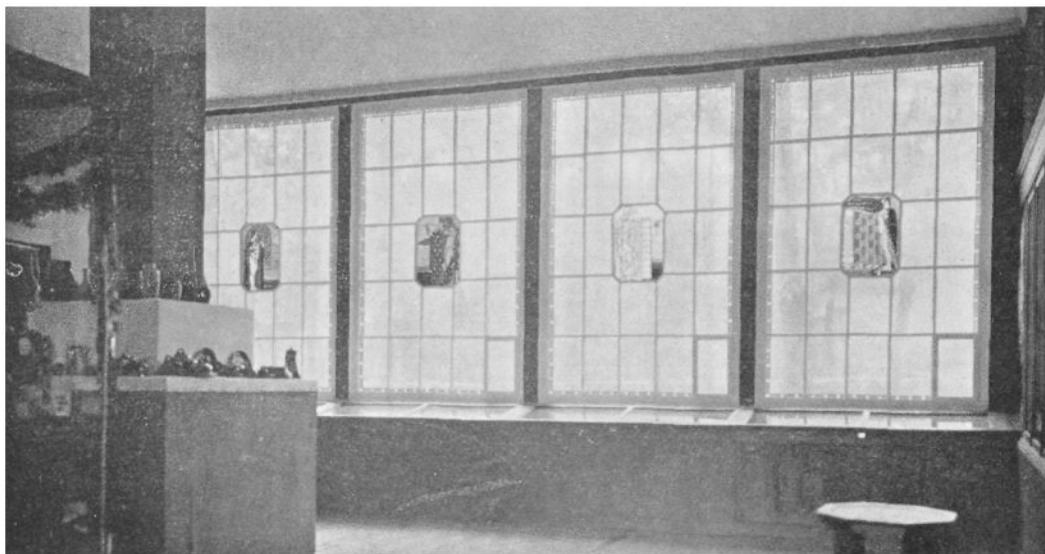
(Beilage Nr. 43 und S. 604) ein Herrenzimmer in Sudetenlärche von Ignaz Walsch (Abb. S. 603). Das letztere mit grüner Wandbespannung, braungebeizten, zum Teil mit Schnitzerei verzierten Möbeln und grauen Bezügen ist von vornehmer Behaglichkeit. Die schönen Beleuchtungskörper hat die Metallwarenfabrik Haude Nachf. geliefert. Noch allgemeinerem Verständnis begegnet das Bauernzimmer mit seinen kräftig bemalten Möbeln, dem gemütlichen Ofen (von Albert Thienel Nachf.), dem großen Frühstückstisch und dem Arbeitsplatz am Fenster. Die Metallarbeiten (Kronleuchter, Ofentür und Beschläge einer Truhe) stammen von Tillmann Schmitz.

Neben dem Eingang zum Ausstellungsraum gab eine Nische Gelegenheit zur Aufstellung einer gefälligen Gartenmöbelgarnitur auf einem Teppich von Elise Friedländer-Rentschkau, für die Margarete Trautwein Decken und Kissen gestickt hat (Abb. S. 603). Den Raum tragen zwei viereckige Pfeiler mit den rings herum aufgestellten, vielbegehrten Neu-Bunzlauer „Tippeln“ (von Burdack, Hübler, Seiffert, Müller, Paul). Dazwischen aber stehen Vitrinen mit schlesischen Trachtenpuppen vom Verbandschlesischer Textilkünstlerinnen, jetzigen und ehemaligen Schülerinnen der Frau Marta Langer-Schlafste, die schon bei ihrer Ausstellung in Breslau nach Gebühr gewürdigt wurden (Schlesien IV S. 135).

Wandschränke und die Pultkästen längs der Fenster aber sind mit allerhand Erzeugnissen der Kleinkunst verschiedenster Art gefüllt, künstlerischen Bucheinbänden mit Handvergoldung von Peksch, Wütrich, Klinko und Knothe, Schmucksachen von Schöder, Barth, Scheu, Margarethe Pfauth, Stickerien und Perlenarbeiten von Gräfin Kalkreuth, Berti Rosenberg, M. Dziadek, J. Baum, H. Selmann, G. Richter, A. Fleischer, Metallarbeiten von R. Laskowski, Scheu, Schmitz, Bruschke, Arbeiten der Batikkasse an der Breslauer städtischen Handwerker- und Kunstgewerbeschule, die Paul Hampel leitet. Er hat auch eine Schriftadresse ausgestellt, die als gutes Muster ihrer Art gelten kann.

Nicht zu vergessen sind auch zwei treffliche Sammlungen künstlerischer Photographien von Heinrich Götz und Elfriede Reichelt.

Besondere Gruppen bilden dann noch die Arbeiten von Professor von Gosen und Siegfried Haertel, die kostbaren Stickerien von Frau Elise Wislicenus und die Webereien von Wanda Bibrowicz, die auf jeder großen Kunstgewerbeausstellung, auch des Südens oder Westens, sich Beachtung und Anerkennung erobern würden und ja auch schon erobert haben.

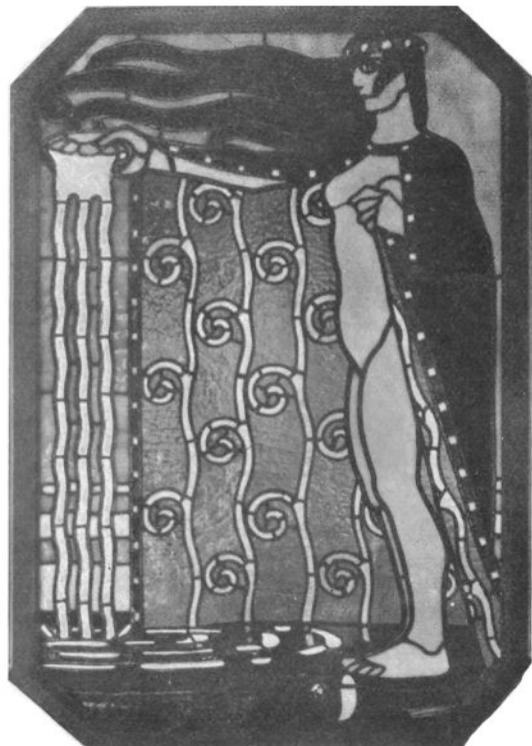
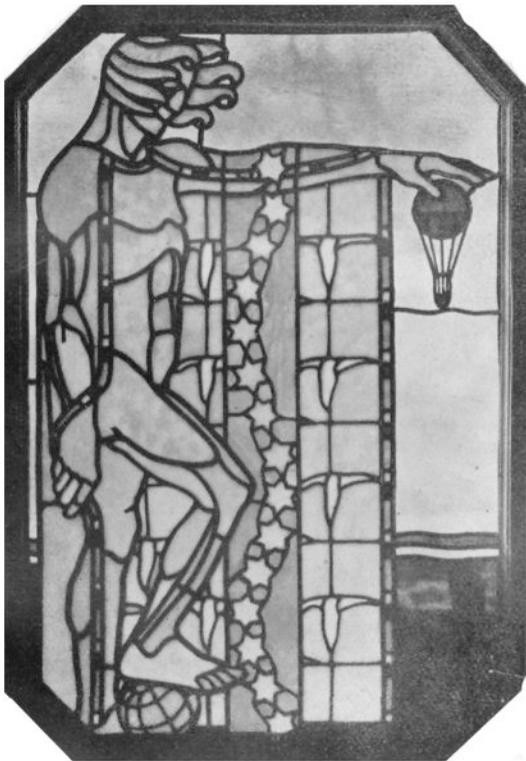
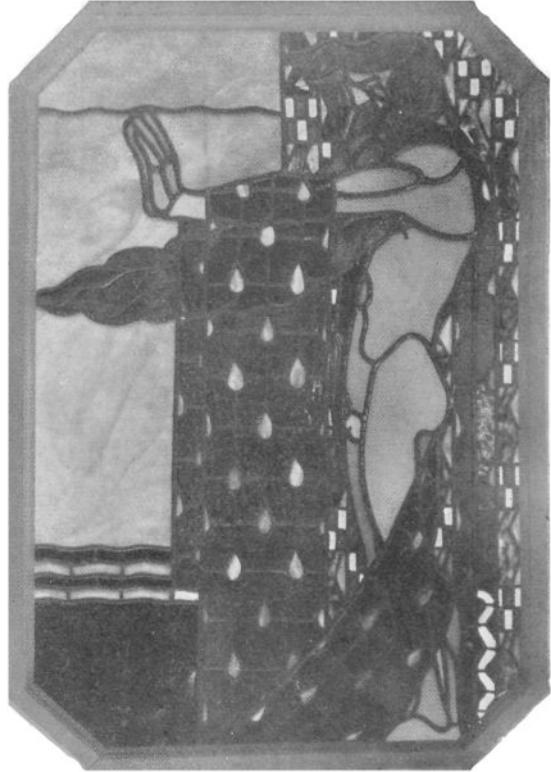


phot. Paul Runze in Schweidnitz
 Kollektiv-Ausstellung des Kunstgewerbevereins für Breslau und die Provinz Schlesien
 auf der Schweidnitzer Ausstellung
 (Fenster nach Entwurf von Josef Sobainky ausgeführt von Carl Viehan)

Von Professor von Gosen sind neben der im Besitze des Breslauer Kunstgewerbemuseums befindlichen, prachtvollen Bronzeuhr (Abb. S. 597) namentlich drei Schmuckkästchen in Email hervorzuheben, die in der Delikatesse der Erfindung und Ausführung kaum sobald Gegenstücke finden dürften. Haertels kunstgewerbliches Schaffen, das einmal in größerer Ausdehnung gezeigt werden müßte, bewegt sich vornehmlich auf dem Gebiete der Goldschmiedekunst und des Glases. Ein schöner, silberner Pokal, von Carl Frey und Söhne ausgeführt, andere von Schmitz

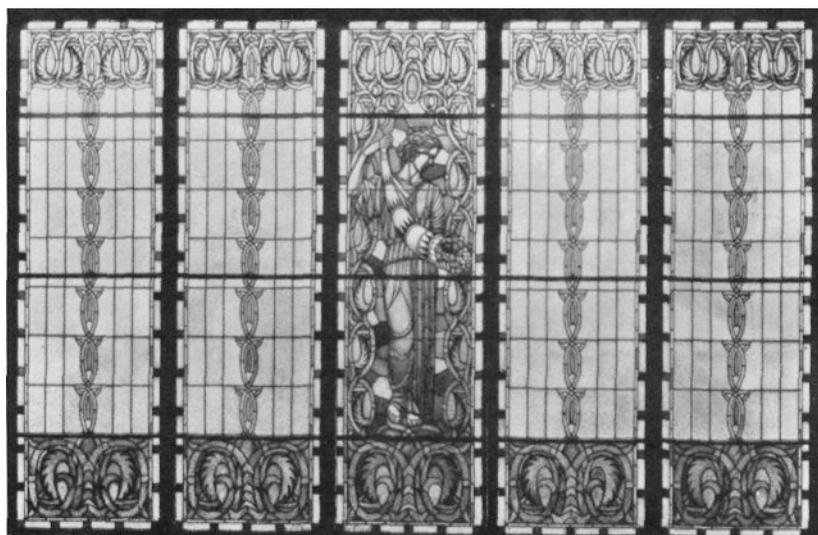


phot. Paul Runze in Schweidnitz



phot. Paul Kunze in Schweidnitz

Die vier Elemente
Scheiben in Bleiverglasung von Josef Sobainstky
ausgeführt von Carl Viehan in Breslau
(Siehe das ganze Fenster auf S. 600)



phot. Paul Runze in Schweißnitz
 Kollektiv-Ausstellung des Kunstgewerbevereins für Breslau und die Provinz Schlesien
 auf der Schweißnitzer Ausstellung
 Glasfenster nach Entwurf von Albert Bothe ausgeführt von Adolph Seiler

ein Tafelaufsatz, sowie eine reichhaltige Kollektion in der Josefinenhütte hergestellter, in Form und Farbe sehr abwechslungsreich und fein gestalteter Gläser sind Zeugnis dafür.

Mit diesem Ueberblick müssen wir uns begnügen. Jedenfalls kann der Kunstgewerbeverein mit dem bisherigen ideellen Erfolge, d. h. mit der Anerkennung, die seiner Ausstellung allseitig zuteil wird, sehr zufrieden sein. Vielleicht gefellt sich dazu auch noch ein kleiner materieller Erfolg, der den einzelnen Ausstellern sehr zu wünschen wäre.

Die in das gewöhnliche, fürchterliche Durcheinander dergewerblichen und industriellen Erzeugnisse aller verschiedenster Art in der Haupthalle versprengten wenigen Kunstgewerber aber

werden vielleicht doch eingesehen haben, daß es vorteilhafter gewesen wäre, sich dem Verein anzuschließen und damit aus der engsten Nachbarschaft der Schuhwische auf der einen und der Kräuterschnäpfe auf der anderen Seite sich zu flüchten. Mit der Zeit werden auch sie, wie die produktiv tätigen Mitglieder des Vereins, die sich diesmal nicht beteiligt haben, einsehen, daß die Bedingung einer Aufnahmejury, auf der der Verein, solange er etwas auf sich hält, bestehen muß, ein Segen ist, und daß eine gewisse Unterordnung unter einen einheitlichen Ausstellungsplan dem Einzelnen nur von Vorteil sein kann. Hier heißt es: Vereint marschieren und vereint schlagen!



Josef Sobainstny



phot. Paul Runze in Schweidnitz
Kollektiv-Ausstellung des Kunstgewerbevereins für Breslau und die Provinz Schlesien
auf der Schweidnitzer Ausstellung



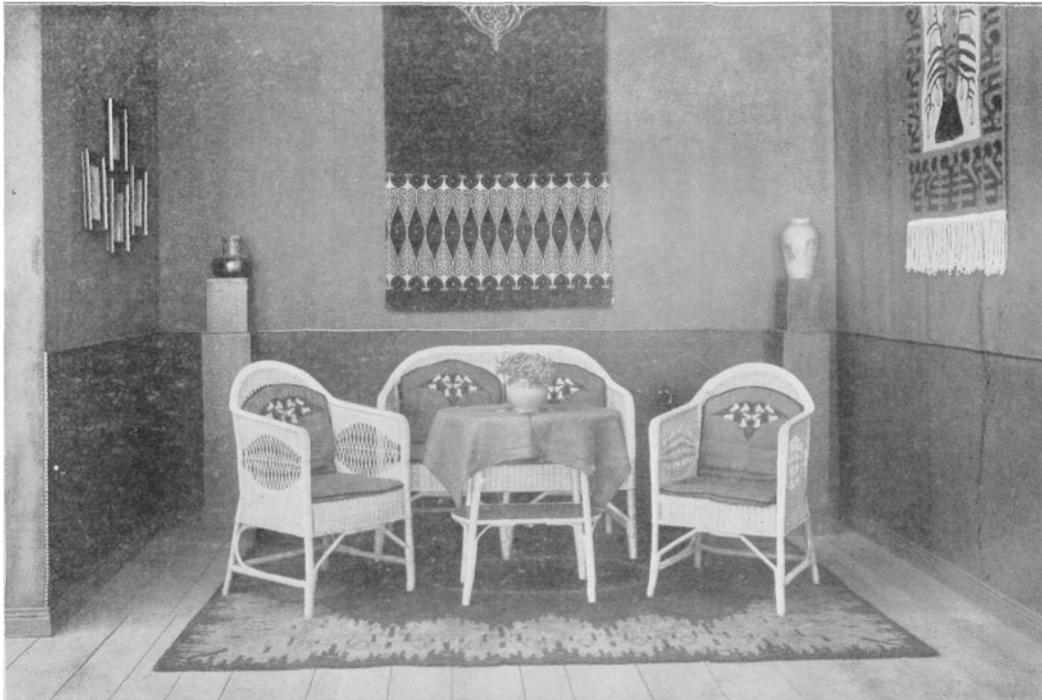
phot. Paul Runze in Schweidnitz
Herrenzimmer in Sudeten-Lärche von Ignaz Walsch

Schrank
aus dem
Frühstückszimmer



von
Max Streit
(siehe Beilage Nr. 43)

Kollektiv-Ausstellung des Kunstgewerbevereins für Breslau und die Provinz Schlesien
auf der Schweidnitzer Ausstellung



phot. Paul Runze in Schweidnitz

Gartenmöbel der Schlesiſchen Rohrmöbelindustrie mit Decke und Kissen von Margarete Trautwein

Von Nah und Fern

Kunstgewerbeverein

Der Kunstgewerbeverein für Breslau und die Provinz Schlesiens unternahm am 2. Juli einen Ausflug nach Schweidnitz bei einer Beteiligung von über 40 Herren und Damen. Der Vormittag galt dem Besuche der evangelischen Friedens- und der katholischen Stadtpfarrkirche, zwei architektonisch, wie auch durch ihre Ausstattung hervorragenden Gotteshäusern Schlesiens. In beiden gab Kunstmalers Josef Langer, der bei der Wiederherstellung der Gemälde beider Kirchen — die erste wurde 1906, die zweite 1910 restauriert — an erster Stelle beteiligt war, interessante geschichtliche und kunstgeschichtliche Erklärungen. Als man die Pfarrkirche verließ, gab es noch ein Extrajauspiel: der nur alle 25 Jahre veranstaltete Volkfestzug, die Einleitung des achttägigen Schützenfestes, mit seinen bunten Wagen und historisch kostümierten Teilnehmern kam vorüber.

Um 1 Uhr wurde die Gewerbe- und Industrie-Ausstellung besucht und zwar zunächst die Kollektivausstellung des Vereins in einem eigenen Hause für „Kunst und Kunstgewerbe“. Hier hatte der Vorsitzende des Vereins, Museumsdirektor Professor Dr. Masner, die Führung übernommen. Bei dem sich anschließenden gemeinsamen Mittagessen im Hauptrestaurant der Ausstellung wurde nicht nur auf die Stadt Schweidnitz, auch auf alle die ein Hoch ausgebracht, die sich um das Gelingen des Ausfluges verdient gemacht hatten, vor allem auch auf Herrn Stadtrat Eckert in Schweidnitz, der namens der Stadt die Breslauer Gäste am Bahnhof empfangen und bis hierher geleitet hatte.

Der Nachmittag stand den Teilnehmern zu einer zwanglosen Besichtigung der übrigen Teile der Ausstellung frei, bis man sich gegen Abend wieder in Gruppen zusammenfand für die kurze Zeit, die bis zum Abgang des Zuges nach Breslau verblieb. Die Befriedigung über den verlebten Tag war allgemein.

Museen

Schleisches Museum der bildenden Künste in Breslau.

Aus dem künstlerischen Nachlaß des im vorigen Jahre verstorbenen Landschaftmalers Theodor Blache hat dessen Erbe, Herr Buchhändler Julius Hülsen in Breslau, mit dankenswerter Bereitwilligkeit, zugleich auch einem Wunsche des Verstorbenen entsprechend, dem Museum eine Anzahl wertvoller Arbeiten als Geschenk überwiesen. Sie sind in Saal Nr. IV der Gemäldegalerie zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt. Das Ölgemälde „Anticoli“, sowie die vierzehn größeren und kleineren Ölstudien beleben aufs neue die Erinnerung an die Vielseitigkeit und Schaffensfreudigkeit des glücklich begabten Malers, der in aller Stille und Anspruchslosigkeit nur seiner Kunst lebte. Schon bei seinen Lebzeiten kam durch das Vermächtnis des Fräuleins A. Moriz 1907 eine seiner Waldlandschaften in den Besitz des Schleischen Museums der bildenden Künste.

Riesengebirgsmuseum in Hirschberg. Für den Bau eines Riesengebirgsmuseums in Hirschberg hat der langjährige Vorsitzende des Riesengebirgsvereins, Geheimrat Seydel, die Spende von 3500 Mark als ersten Grundstock bestimmt, die ihm an seinem 70. Geburtstag von Seiten des Riesengebirgsvereins überreicht wurde. Im Riesengebirgsverein selbst sind bis jetzt 10 000 Mark für diesen Zweck gesammelt worden, 10 000 Mark gab die Provinz Schlesiens, 12 000 Mark der Kreis Hirschberg und der Magistrat Hirschberg hat, wie auf der Tagung des Riesengebirgsvereins in Lauban Anfang Juni mitgeteilt wurde, einen Bauplaß von 1387 Quadratmetern im Werte von 15 000—20 000 Mark im Willeniertel Hirschbergs, in der Nähe des Kavalerberges, unentgeltlich übereignet,

außerdem auch eine Baubeihilfe von 16 000 Mark unter gewissen Bedingungen zugesagt. Die Verwendung des Geldes und die Verwaltung des Museums stehen dem Riesengebirgsverein uneingeschränkt zu, nur bei der architektonischen Gestaltung des Baues hat sich die Stadt Hirschberg eine beratende Stimme ausbedungen.

Das Eichendorff-Denkmal

(Beilage Nr. 44)

Unter hochragenden und breitästigen Eichen des schönen Scheitniger Parkes steht das neue Eichendorff-Denkmal, das Deutschland seinem Liederdichter in Breslau, dem Herzen der Heimat des Sängers, errichtet hat.

Um vorweg gleich einen Einwand — man ist bekanntlich neuen Kunstwerten gegenüber mit Einwänden schnell bei der Hand — zu entkräften: die gegenwärtig sehr hell- und giftgrüne Patina — eine Patinierung der Bronzefigur wurde vom Künstler gewünscht — wird unter dem Einfluß von Luft und Licht sehr bald den feinen, schönen, graugrünen Ton bekommen, den wir am Edelroste schätzen. Wollte man ihn schon jetzt mit künstlichen Mitteln erzwingen, würde sich dieser Augenblickserfolg sehr bald dadurch rächen, daß wir uns später über eine fleckige und schwarze Figur ärgern müßten. Also abwarten! Auch die Figuren an der Südseite des Breslauer Rathauses, gegen deren blendendes Weiß bei der Fertigstellung ein Sturm der Gelegenheitskunstfreunde sich erhob, haben allmählich ihrer Umgebung sich vortrefflich angepaßt.

Und das „Grüne“ — wenn dieser Scherz gestattet ist — paßt so vortrefflich für diesen schmalen, noch nicht ganz gereiften, feingliedrigen Jüngling, über dem der Zauber sehnüchziger Jugendseligkeit liegt. Er kehrt zurück in die Heimat, den verhaßten Altentraub hat er für einen Augenblick von den wanderfrohen Füßen geschüttelt, er lechzt nach der Schönheit der Natur, und grüßt sie mit der Inbrunst des gottbegnadeten Dichters: O Täler weit, o Höhen!

Die Skizze, die in dem Wettbewerbe seinerzeit den ersten Preis erhielt (Abb. in „Schlesien“ III, 459), ist in der Figur nur wenig verändert worden. Nur der Mantel, der über dem linken Arm lag, ist weggefallen zum Vorteil des Gesamteindrucks, der von vorne und von den Seiten abwechslungsreich und gewinnend ist. Trotz der stark ausgreifenden Bewegung — das linke Bein steht ziemlich scharf gebogen nach rückwärts — trotz der Biegung beider Arme im Ellbogengelenk — die Rechte hält Wanderstab und Mütze, die Linke ist grüßend und verlangend zugleich erhoben — und trotz der Wendung des rückwärts geneigten Kopfes nach links, ist die für eine monumentale plastische Schöpfung erforderliche Ruhe gewahrt. Gerade diese, durch die vielen gebrochenen Linien verstärkte präziöse Haltung, etwas unabsichtlich Geziertes, paßt sehr gut zu der Erscheinung des Dichters. Der scharfgeschnittene, aristokratische Kopf ist nach einem Stich Franz Ruglers modelliert, des Kunsthistorikers und Dichters des Liedes „An der Saale hellem Strande“, der mit Eichendorff befreundet war.

Der graue Sockel aus Grünsfelder Muschelkalk ist gegen den ursprünglichen Entwurf wesentlich vereinfacht worden. Er besteht aus zwei Stufen mit einer Plinthe darauf, die mittels einer Hohlkehle in einen beinahe würfelförmigen glatten Sockel übergeht. Vorne ist „Joseph Freiherr von Eichendorff“ und die Hauptdaten seines Lebens, 1788—1857, eingemeißelt, hinten „Errichtet 1911“. An den Seiten sitzen zwei Reliefs, ganz flach gehalten, nur ein paar Noten, die angeschlagen werden, den Gesamtkorpus zu verstärken. Man hätte sie nicht vermist, wären sie weggeblieben. Die Jungfrau mit der Laute unter dem Lindenbaum, angeschwämmt von ihrem Ambeter

— eine Stelle aus dem „Leben eines Taugenichts“ hat dem Künstler vorgezeichnet — die schwärmerische, etwas haltlose Zeit auf der einen, der Abschied von der Braut, der Aufbruch in den heiligen Krieg, die eiserne Zeit auf der anderen Seite.

Wenn der Künstler hier nicht die Feinheit der Arbeit zeigt, die wir von dem bewährten Kleinfaschler und Medaillenkünstler erwarten sollten, liegt es an dem grobkörnigen Material. Daß er uns aber nicht in der monumentalen Figur enttäuscht hat, daß die Liebe zum Kleinen, die in ihm unwillkürlich steckt, nicht zur Kleinlichkeit geworden ist, muß uns freuen. Er will nicht mit Originalität prahlen und hat doch etwas Eigenes, nicht Alltägliches geschaffen. Wir dürfen die Figur getrost in die Reihe unserer gelungenen Denkmäler einreihen.

Der Künstler, Alexander Kraumann, lebt jetzt in Frankfurt a. M. Er ist in Ofen-West 1870 als Sohn deutscher Eltern geboren, hat in Wien studiert und in Berliner Bildhauerwerkstätten gearbeitet.

Vielleicht ist das Breslauer Eichendorff-Denkmal auch ein Mal auf seinem Wege künstlerischer Entwicklung.
C. B.

Hygiene und Kunstgewerbe

Es waren äußere Gründe, die den „Deutschen Werkbund“ veranlaßten, seine vierte Tagung in Dresden abzuhalten. Er liebt den Anschauungsunterricht; er liebt es, die Kongressreden zu illustrieren. Und das ist gut so; denn was würde es bedeuten, wenn die Werkbündler schöne Worte machen könnten, hätten aber nicht den Beweis der Tat zur Hand. Handelt es sich doch um eine Gemeinschaft, in der die Fachleute überwiegen, die Praktiker, die Architekten und Fabrikanten. Sie alle können das Wort so hoch unmöglich schätzen; es müßte ihnen Spreu der Ideologie sein, ständen nicht im Hintergrund als Zeugen für die Wahrhaftigkeit der gepredigten Gesinnung, die Häufer, die Geräte, die der Werkbündler eigentliche Propaganda sein wollen. So war es in München 1908, so in Berlin 1910 und so jetzt auch in Dresden. Ein jedes Mal (ausgenommen Frankfurt) konnten die Werkbündler auf Ausstellungen verweisen, bei denen sie das Beste geleistet hatten. Diese Ausstellungen geben den Tagungen erst das Pathos; erst durch sie werden die Draußenstehenden, die knurrenden Reaktionäre, darüber belehrt, daß der D. W. B. etwas wesentlich anderes ist, als etwa eine Interessenvertretung, ein Anternehmerverband oder ein ästhetisches Konventikel. Die Ausstellungen, die dazu geholfen haben, von Deutschland den Mangel der Geschmacklosigkeit und der Unsolidität zu nehmen, die unserer Produktion auch den Respekt des Auslandes wieder gewannen, sind nie von denen gemacht worden, die sich gegen das Gedankenarsenal der neuen Gesinnung und den Empfindungsreichtum der modernen Kunst wehrten; die Ausstellungen, das darf man getrost behaupten, gehören auf das Erfolgsfoto derer vom D. W. B. Auch die Dresdener Hygieneausstellung darf als solch ein Ertrag des neuen Willens in Anspruch genommen werden. Sie würde ihre Aufgabe nicht halb so gut erfüllen können, hätte sie nicht die Fülle dessen, was es da zu sehen gibt, durch die architektonische Form gebündelt. Gewiß, eine bewundernswerte, das Detail noch detaillierende, wissenschaftliche Arbeit bildet das Material der Hygieneausstellung, aber gerade dieses Maximum an Einzelheiten würde den Beschauer verwirren und ermüden, wenn nicht die Architektur mit weiser, liebevoller Anteilnahme das Chaos der Eindrücke organisiert hätte. Man stelle sich nur einmal vor, was geschehen würde, wenn etwa der Inhalt des endlosen Kataloges in nicht minder endlosen Hallen schematisch aufgestapelt wäre; wie rasch käme dann die Abspannung und die Abwanderung des Publikums. Nun aber, da durch das Medium des Raumes, durch das Geheimnis des Kontrastes und durch den Witz der ästhetischen Steigerung für die nötige Zurückung,

für das Gedächtnis gesorgt wurde, merken die Leute kaum, was für schwere Kost ihnen hier vorgesetzt wird. Man achte das nicht etwa für eine Uebertreibung; die diplomatische Wirkung der Architektur ist eine Realität, von der alle großen Absichten zu allen Zeiten profitiert haben. Man braucht nur an das Problem des Städtebaues zu denken, an die Stadtanlagen der Römer, an die Gassen und den Markt von Nürnberg oder an den Neubau von Chicago, an diese Mechanisierung, an diese Formung des metropoliten Urstoffes, um zu begreifen, welche Wohltäter der Architekt als Organisator des Chaos sein kann.

Gleich, wenn man durch den Haupteingang auf den großen, von machtvollen Gebäuden umfaßten Platz tritt, wurde die Furcht überwunden. Es ist eigentlich noch nie geschehen, daß eine Ausstellung dem Besucher so von vornherein das Gefühl der Ruhe und der Behaglichkeit, zugleich das eines großartigen Selbstbewußtseins suggerierte. Was Löffow und Kühne in diesem wahrhaft monumentalen Platz geschaffen haben, ist durchaus musterträchtig. Es gibt unter den neueren Stadtanlagen keine einzige, die mit diesem Provisorium wettstreiten könnte. Wenn einst die sogenannte Ausstellungsarchitektur sich an zufälligen Effekten und an Sensationen ergötzte, so sehen wir hier das Umgekehrte: eine sachliche Solidität, eine Schweigsamkeit, eine Haltung, wie man sie als schönste Erinnerung an alte Städte und erklusive Schloßhöfe im Gedächtnis trägt. Nur, daß hier in Dresden die Maße ins Großartige wuchsen, und daß trotz des offenbaren Respektes vor der Tradition nirgends falsche Sentimentalität und feige Lust am Spiel zu spüren ist. Das Gleiche gilt von den Innenräumen. Auch die großen Säle zeigen Max Kühnes sicheres und modernes Raumgefühl, seine Freude an weiten Spannungen, sein Vermögen, mit wenigen Mitteln eine reiche Harmonie zu gewinnen. Die beste Leistung ist wohl der Festraum in dem Gebäude „des Menschen“. Wenn man von draußen kommt, aus der schlichten Umwelt des großen Plazes, aus der Atmosphäre eines geklärten und gestrafften Barock, aus einer mattwarmen, schwarz-grauen Farb Stimmung, und, durch einen strengen Vorraum geleitet, in das kühle Weiß dieser hochstehenden Halle tritt, so erlebt man etwas von dem Kultus der Reinheit und dem Prometheusdrang eben dieses Menschen, der erst zu sich selber kommt, wenn er alle Masken fallen ließ und die Kultur mit dem Kosmos vertauschte. Dieser weltliche Festraum läßt uns etwas fühlen von der modernen Form jener Gottheit, deren Geheiß einst von den Priestern der Badeteiche verwaltet wurden, die wir heute aber schlichter, wenn auch nicht minder ehrfürchtig Hygiene heißen. Und unter solchem Eindruck kommt dann dem Nachdenklichen die Ueberzeugung, daß es innersten Sinnes doch nicht nur äußere Gründe waren, die den Deutschen Werkbund veranlaßten, seine diesjährige Tagung nach Dresden zu verlegen. Das war es nicht alleine, daß er den Kongressreden abermals einen Hintergrund des Tatsächlichen geben wollte; darüber hinaus war es die Hygiene, die er bewußt auch als sein Symbol, als die höchste Gottheit der modernen Kunst, ehren wollte.

Es wäre gar nicht so paradox, zu sagen, daß die Disputationen des D. W. B. diesmal um die Hygiene der Architektur und des Kunstgewerbes kreisten. Eine Krankheit, die in der allerletzten Zeit sich bemerkbar gemacht hat, gab den Anstoß zu diesem Problem: wie schützt man die moderne Bewegung vor Infektionen, vor Erschlaffung, wie macht man sie widerstandsfähig und reinheitsbedürftig? Es war ein Sorgen um das Gesundbleiben des Neuen, da Muthesius die selbstgestellte Frage zu beantworten suchte: Wo stehen wir? Er wies scharf auf die anarchischen Sprengkolonnen, auf die Außen-seiter, die der Geheiß spotten und all den Lasten hulbigen, die man erst vorgestern mit jener ehernen Theorie von der Zweckmäßigkeit totgeschlagen hatte. Er trug Sorge darum, daß die Tage des strengen Puritanismus gezählt

seien und daß der Teufel des Ornamentes und der Dekoration zu neuen Sprüngen ansetzt. Muthesius weiß natürlich, daß sich solche Wandlung nicht ohne weiteres verhindern läßt, daß der Bruch des alten Gesetzes nur durch die Aufrichtung eines neuen, umfassenderen paralyziert werden kann. Und er weiß auch bereits, wie dieses neue, dieses rettende Gesetz heißen soll: Das Gesetz der Form.

Muthesius predigte das Dogma der architektonischen Form. Mit vollem Rechte verwies er darauf, daß niemals mit der Erfüllung der Zweckmäßigkeit die Bauaufgabe erschöpft sei, daß sie vielmehr dann erst recht anbebe. Er verlangte, daß nach der Erledigung des Notwendigen der Architekt die Form, die ein Ausdruck der gemeinsamen Lebensverhältnisse der Gesamtheit ist, durch seine Persönlichkeit hindurch geboren werden lasse. Mit dieser Auffassung von der Form als einer Projektion des Gesamtempfindens will Muthesius die Willkür derer, die er Spaßmacher und Varietékünstler nennt, bannen. Er hat zweifellos das richtige Mittel gefunden; in der Tat mußten früher oder später einmal alle individuellen und allzu individuellen Sprünge kläglich verpuffen; in der Tat kann nur die Form, die den Instinkten der Zeit und den Lebensarten bestimmter Wirtschaftsschichten die Materialisation ist, dauernden Bestand haben. Das ist die letzte Weisheit aller geschichtlichen Beobachtung. Das ist die Hygiene der Architektur: das Sichreinhalten von der Willkür und die gymnastische Züchtung aller wahrhaft positiven Kräfte nach dem Maß und auf das Ziel eines einheitlichen Organismus.

Robert Breuer

Römische Jubiläums-Ausstellungen

Von allen Romfahrern dieses Jahres, die ihre Eindrücke schriftlich niedergelegt haben, wurde bisher vorzugsweise das hervorgehoben, was der Ausstellung zu ihrer Vollendung noch fehlt. Darüber, was in Rom geleistet worden ist, schweigt man. Man sollte aber anerkennen, daß draußen an der Piazza d'Armi hinter jenem Stadtviertel, das der Spekulation Leo's XIII. seine Entstehung dankt, wie Zola in „Rom“ unvergeßlich geschildert hat, eine Festesstadt geschaffen worden ist mit Terrassen und Straßen, mit einer neuen breiten Tiberbrücke, die sich dem Stadtbild glücklich einfügt. Leider ist die Ethnographische Ausstellung, ein Ueberblick über die einzelnen Staaten und Stadtrepubliken des früheren, noch ungeeinten Italiens in größtem Stile, unvollendet. Nach der Fertigstellung dürfte jedoch diese Abteilung ein so harmonisch einheitliches Bild bieten, daß Geltung und Bedeutung des Spruches über dem Eingangsportal klar betont werden: *Le genti d' Italia son' tutti una sola; Son' tutti una sola le cento citta.* Fertiggestellt ist aber die Internationale Kunstausstellung am anderen Tiberufer im Valle Giulia.

Außer dem großen, für ständige Ausstellungen massiv gebauten Palaste Italiens, in dem die Schweiz, Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland auch Unterkunft gefunden haben, sind mit mächtigen Einzelbauten, die leider nach außen nicht ihre Herstellung aus leichtem, vergänglichem Material betonen, noch Deutschland, Oesterreich, Ungarn, England, Frankreich, Spanien, Amerika, Belgien, Rußland, Serbien und Japan vertreten.

Außer Deutschland, dessen Gebäude dem Professor Bestelmayer-Dresden seinen Entwurf dankt, oder dem Pavillon Oesterreichs (nach Plänen von Josef Hoffmann-Wien), Ungarns und last not least Serbiens greifen die meisten Bauten in der Formensprache auf charakteristische Typen ihrer Heimat zurück. Der gewaltige Palast Englands, in dem unter einem schlecht gehängten Massenaufgebot von Kunstwerten vor allem die ehemalige Kunst des Landes wirkt, wie Turner, Reynolds, Lawrence und die Praeraffaeliten, ist dem zweiten Geschoß der St. Pauls-Kathedrale nachgebildet. Frankreich entlehnte die Motive seines Baues dem Tuilerienpalast. Der geschmackvolle Pavillon Rußlands ist die

Nachbildung eines Empire Schlosses, und Amerika, das die Ziegel seines Gebäudes über den Ozean geschafft hat, kopiert eines der schönsten Häuser aus Boston. Der Spanische Palast, als Lektür eröffnet, entnimmt die Vorbilder seiner Seitentürme dem Schloß des Grafen Monterrey in Salamanca, das Mittelstück dem Irländischen Seminar in Salamanca, und der Triumphbogen über der Eingangstür ist dem Schloß des Kardinals Stisneros in Alcalá entlehnt.

Die größte Ueberraschung von bedeutender Wirkung bietet der Ruhmestempel (so muß man es nach der Absicht des Künstlers bezeichnen) Serbiens von Joan Mestrovic. Mestrovic, ein junger in Paris gebildeter Künstler, ist aus Ausstellungen in Wien bekannt. Was er in Rom als Bildhauer, Organisator, Inspirator geleistet, erweckt Staunen und Bewunderung. Das Reiterbild des serbischen Nationalhelden, dem die Ruhmeshalle gilt, dürfte eines der monumentalsten Werke neuerer Kunst sein. Dennoch muß betont werden, daß ein stark barbarischer Zug, eine Neigung zum Unschönen, dem Schaffen des serbischen Meisters innewohnt. Deshalb fehlt seinen Werken das Beglückende, das wir sonst vor hoher künstlerischer Leistung empfinden.

Neben Serbien wirkt Oesterreich am einheitlichsten, sicher in der ganzen Durchführung am geschmackvollsten. Schon die Ausstattung des Katalogs fällt aus dem üblichen Rahmen. Wir bewundern die Raumkunst der Erbauer in dem gemütlichen, echt Wiener Geist atmenden Salon für die Gemälde Ferdinand Waldmüllers. Unter den übrigen Ausstellern wirken neben den Polen, die in Jan Stanislawski, Stanislaus Wyspianski und anderen einen großen künstlerischen Zug und Aufschwung verraten, Gustav Klimt, dem man ein eigenes, verständnisvoll abgestimmtes Kabinett eingeräumt hat, und Albin Egger-Lienz. Man begreift dann auch, daß dieser Künstler in Wien keinen Boden fand. Seine erdgeborenen, dreinstampfenden Bauern vertragen sich mit der graziosen, leicht tänzelnden, mehr dekorativen als monumentalen Kunst Wiens nicht.

Was sonst auf diesem Weltmarkt der Kunst aufgebaut ist, verrät zumeist den Einfluß der Kunst Frankreichs, das übrigens selbst nicht glänzend vertreten ist und einen zu breiten Raum seiner offiziellen Akademiekunst gelassen hat. Sogar Rodin überwältigt mit seinem unbefriedigenden *Torso l'homme qui marche*, wenig. Nur zwei Meister zeigen einen neuen eigenen Weg, lassen uns ahnen, wohin der Zug unserer Zeit nach monumentaler Wandmalerei hinaus will, das sind der Schweizer Ferdinand Hodler und der Däne J. F. Willumsen.

Gewaltig konzentrierte Kraft des Ausdrucks in jedem Gliede offenbaren die Gestalten Hodlers, einfach in der Farbe auf neutralen Hintergrund gestellt. Der Holzfäller ist aus einer Skizze, die allerdings nur eine stenographische Andeutung des Wertes gibt, in Breslau bekannt. (Schlesien IV, 477). Glänzender noch durch die Fülle der Figuren wirkt der Rückzug nach Maignano. Willumsen wird durch drei Werke vertreten, die qualitativ ungleich sind. Allein sein Riesengemälde „Jugend und Sonne“, badende Kinder am Meeresstrand, überwältigt. Da ist Licht, da ist Sonne, das ist Natur ohne kraffen Naturalismus, wie wir es für Monumentalkunst brauchen.

Den Spaniern Ignacio Zuloaga und Hermen Anglada y Camarasa hat man im italienischen Palast Sonderausstellungen eingeräumt, nicht zum Vorteil für ihre Wertung. Wenn Zuloaga mit seiner Massenproduktion auftritt, dann bemerken wir, daß er ein technisch gewandter Nachtreter der Kunst seiner Heimat von Greco bis Soya ist, daß aber hinter seiner technischen Bravour weder künstlerisches Verständnis, noch Empfinden steht. Interessanter, eigener zeigt sich Anglada. Doch auch sein Farbenfeuerwerk greift allzu bunt die Augen an. Eine seine Leistung, Maßstab für sein Können, bedeutet das Gemälde einer jungen Braut aus Alciria.

Auf Englands Kunstjahrmart mit den in vier Reihen übereinander wahllos gehängten 1221 Nummern habe ich flüchtig hingewiesen. Es genüge. Denn Wertvolles gibt allein die alte englische Kunst, die oft genug gewürdigt worden ist. Auch Italien, das dem in Rom verstorbenen liebenswürdigen Landschaftler Enrico Coleman und dem eigenartigen, unplastischen Plastiker Medardo Rosso je eine Separatausstellung gab, beweist nichts Neues, Vorwärtstreibendes in seiner Kunst. Medardo Rosso nannte ich einen unplastischen Plastiker. Das erhellt die Sucht, flüchtige Impressionen in der statuarischen Kunst wiederzugeben, wie auch die Wahl seines Materials, des vergänglichen Wachs. Mehr Rodin als Rodin selbst bildet er das Ende einer Entwicklung. Die sonstigen Plastiker Italiens, sehr zahlreich vertreten, vergreifen sich größten Teils im Format. Als kleiner Zimmerschmuck bis zu 1 Meter Höhe lassen sich alle ihre Vorwürfe und Flügelfiguren genießen. In großem Format sind sie unmöglich, so Gonzabriano's (um ein Beispiel für viele zu wählen) „hellenischer Gedanke“, den drei Gestalten in einem Kreis aufgestellt in lächerlichen Posen symbolisieren sollen. Das Schlimmste an Geschmacklosigkeit leistet sich Amerika, das in seinem Garten Miniaturfiguren und Brunnen von noch nicht Meterhöhe aufstellt und auf seiner Terrassenanlage ein Doppelreiterdenkmal in Nippesfigurenformat. Auch die Malerei zeigt außer Whistler und Sargent nur Wiederholungen und Entleerungen der europäischen Kunst. Gewundert hat es mich besonders, daß in Amerika, wo Körperpflege und -Ausbildung geschätzt wird, die Plastik und zwar die Aktfigur so mangelhafte Körper zeigt (z. B. Nr. 565, 609, 611 von Ad. A. Weinmann und Andrew O'Connor).

Absichtlich erwähne ich Deutschland zuletzt. Keine Abteilung hat in der italienischen Presse gleiche Angriffe erfahren wie die deutsche in der Tribuna. Und das mit Unrecht. Zwar wirken die Seitenfronten des Gebäudes fahl und leer, allein durch Schuld der Zentralverwaltung, die Anpflanzungen vorgeesehen hatte. Die Ausstellung selbst, neben Oesterreich und Serbien die Einheitlichste, gibt allerdings nicht einen abschließenden Ueberblick, was in Deutschland an Kunst geleistet wird. So fehlen z. B. ganz Max Klinger, die Münchner „Scholle“, Saischa Schneider. Ludwig v. Hofmann, Fritz Mackensen, H. Vogeler sind mit älteren Werken oder nur schwach vertreten. Auch in der retrospektiven Abteilung vermisst man Arnold Böcklin. Aber gerade dieser Teil wirkt durch die gebotenen Leibl's und Trübner's hervorragend bedeutungsvoll. Auch Menzel, Liebermann, Albert v. Keller kommen hier zu guter Geltung, weniger v. Marées, vor dessen St. Georg man schwerlich dem Auslande den Wert dieses Malers, der größer im Wollen als im Vollbringen war, wird klarmachen können. Louis Corinth überrascht durch ein vorzügliches Stilleben. In der Plastik nimmt Quailen mit dem Modell seines Kaiserdenkmals für die Kölner Rheinbrücke den größten Raum ein, ohne dadurch seinem Ruf besonders zu nützen. Mir erscheint es in der Anlage und Haltung mißglückt. Auch Lederers große Ringerskulptur erreicht nicht die gleiche Höhe seines Fechtlers. Die Porträtplastik ist durch Ad. v. Hildebrand, Georg Wrba, Hermann Hahn, Edmund Moeller gut vertreten. Ohne etwas Neues zu offenbaren oder eine abschließende Uebersicht zu bieten, gibt die deutsche Abteilung eine gute, geschmackvoll geordnete Ausstellung.

Ueber Japan schweigt man am besten. Noch kämpft die alte, gute Tradition mit dem Einflusse Europas. Die Erzeugnisse dieses Kampfes haben wenig oder gar nichts mit Kunst zu tun.

Neben dieser modernen Kunstschau im Valle Giulia haben die Römer zwei vorzügliche Ausstellungen in den Diocletiansthermen und in der Engelsburg zusammgebracht. Während uns die Darbietung in den Thermen zeigen soll, wie das antike Rom seine Kultur hinaus in die Provinzen des Nordens getragen, und was es dort geschaffen, zeigt die kleine, stimmungsvolle

Ausstellung „Stranieri a Roma“ in der Engelsburg, was Rom der letzten 150 Jahre dem Auslande in seinen Vertretern gegeben hat.

Die Thermenausstellung ist weniger für Laien als für Archäologen bestimmt; doch dürften die vielen Rekonstruktionen in übersichtlichen Modellen, wie der Constantins-Tempel (von Chédanne rekonstruiert) oder der Palast Diocletians in Spalato (von Bigot rekonstruiert) allgemeinen Anklang finden.

Mehr für die literarisch gestimmten Gemüter, ein Tempel der Erinnerung, bietet bleibendes Gedächtnis die Ausstellung der Engelsburg. Hier ist ein ganzer Raum Goethe und seinem Kreise geweiht. Kniep, Hackert, Tischbein, dessen Frankfurter Goetheporträt nicht fehlt, lernt man als Maler und Zeichner schätzen und verstehen. Auch Mengs, Winkelmann und seine Freunde werden uns vorgeführt. Ludwig I. von Bayern, dessen man in Rom bei der Jubelfeier des berühmten Café Greco gern gedachte, in dessen schöner Villa delle Rose jetzt Fürst von Bülow die römischen Tage verbringt, ist nicht vergessen. Seine Lieblingskünstler, unter ihnen der treffliche H. Buertel, werden uns vorgeführt. Blechen, Fries, J. A. Koch, Hans Makart, Franz Dreber, Lenbach, sie alle, denen Rom Sammlungen und künstlerische Heimat bot, sollen an diesen Wänden der ewigen Stadt ihre Dankeschuld. Frankreich vertritt Napoleon und seine Zeit, sowie der große Stendhal. Dänemark hat in Thorwaldsen seinen Vertreter. Für Englands Danteschuld zeugt Ruskin und die Praetaxfaciliten. Diese einzigartige Ausstellung, die z. T. Ausführung und Initiative dem Prof. Dr. A. Haseloff dankt, spricht mehr für Rom an diesem Jubelfeste, als alle Reden.

Sie zeigt, was Rom für die Größten der Menschheit, seien es Künstler, Dichter, Politiker oder Kriegshelden, bedeutet, sie zeugt dafür, daß das ewige Rom diese seine Mission solange erfüllen wird, als der blaue Himmel Italiens die tausend Stätten der Erinnerung strahlend überwölbt.

Robert Corweh

Die Kunstausstellung in Darmstadt

Unter den größeren und kleineren alljährig stattfindenden Ausstellungen zeichnet sich die von der Vereinigung Darmstädter Künstler unter Hinzuziehung einiger Gäste veranstaltete diesjährige Kunstausstellung durch ihren frischen und doch intimen heimatisch-heftigen Zug aus.

Neben der am stärksten vertretenen Malerei nehmen auch die zeichnerischen Künste einen sehr breiten Raum ein. Dagegen ist die Plastik zwar gut, aber durch weniger Objekte vertreten, und das Kunstgewerbe bringt nur eine Kollektion von einem Duzend Arbeiten aus Privatbesitz. Die Baukunst ist überhaupt nicht vertreten, nur das Damenzimmer Olbrichs im Hochzeitsturm ist pietätvoll erhalten und erinnert an die Zeiten wo der kunstsinigste Großherzog unter der Führung der so früh verstorbenen Architekten Olbrich und Patriz Huber im Verein mit dem jetzt in Berlin lebenden Peter Behrens die Darmstädter Künstlertolonie ins Leben rief, die zu ihrer ersten Ausstellung vor 10 Jahren eine Festschrift herausgab, die den stolzen Titel „Ein Dokument deutscher Kunst“ führte.

Auch am Ende der Vorrede des diesjährigen Kataloges sagt Adolf Beyer: „Die Freie Vereinigung Darmstädter Künstler“ wünscht, daß diese Ausstellung den Ruf Darmstadts als Stätte neuzeitlichen Schaffens und verständnisvoller Kunstpflege aufs neue befestige und daß die Einwohnerschaft der Residenz immer mehr zu der Ueberzeugung gelange, daß nichts mehr zum Aufschwung Darmstadts beitragen kann, als gerade die Pflege der Kunst.“

Wann wird man einmal derartige Worte von Breslau hören?

Und was die Ausstellung verspricht, hält sie auch. In der Abteilung Malerei fesseln ganz besonders Carl Banter, Adolf Münzer und Hans N. Bühler mit kraftvollen Nibelungengestalten in flächiger Tempera-Behandlung, die an Hans Thoma erinnern, der auch mit neuen Bildern in seiner alten, treudeutschen Art erschienen ist. In interessantem Gegensatz hierzu stehen Ludwig von Hofmanns mehr verschwommene Akte in Pastellbildern.

Auch unsere schleißischen Landsleute, die beiden Exler, sind mit Leihgaben aus dem Besitze des Hofrat Koch gut vertreten. Ferner bringt die früher in Breslau, jetzt in Frankfurt a. M. lebende Frau Langenbeck-Zacharia ein Motiv aus der Lüneburger Heide. Von Walter Georgi finden sich außer verschiedener Stillleben zwei riesige dekorative Wandfriese in Tempera, die sehr ansprechend sind. Hans Beatus Wieland zeigt weitere Fortschritte im Aquarell und Schmoll von Eisenwerth bezaubert wieder durch seine zarten Tönungen. Neben Hanns Bellars Temperabildern zeigt auch sein besonders durch Plakate bekannter Landsmann Curt Kempin-Darnstadt schöne Oelgemälde, die im Verein mit Georg Altheim, Beyer und einer Reihe jüngerer Talente die Arbeiten der in Darnstadt ansässigen Künstlerchaft bilden.

Von den in den schönen Ausstellungssälen reizvoll verteilten Plastiken gehört die von Hugo Cauer geschaffene Marmorbüste der Freifrau von Wolhogen in Bezug auf Technik und Auffassung zu den allerbesten.

Ausgezeichnet sind auch die von dem Karlruher Hermann Vinz geschaffenen und in der großherzoglichen kunstkeramischen Werkstätten ausgeführten weiblichen Figuren und Werno Elans, an Klinger erinnernde Persephonestatue in Marmor unter reichlicher Verwendung anderer Gesteins.

Eine kleine Sonderabteilung bilden die englischen Aquarelle, die zeigen, daß auch heute noch die wenigsten unserer Künstler an Feinheit des Striches und Zartheit der Farben mit den Kollegen jenseits des Kanals konkurrieren können. Einen der ersten Kunstgenüsse bildet die Abteilung der zeichnenden Künste. Neben den herrlichsten Federzeichnungen Otto Abbelohde's, die wie Gedichte anmuten, finden wir Franz Stahens kraftvolle Lithographien aus dem Rheingoldzyklus, Schmoll von Eisenwerths Farbholzschnitte neben Georg Altkeims Farbstiftzeichnungen und Holzschnitten und Walter Georgis farbigen Kleinstadtmotiven.

Zum Schluß seien nur noch Emil Pretorius mit seinen Karikaturen in Tuschanier und Heinrich Kley, der mit einer Sammelausstellung seiner humorvollen Federzeichnungen stark vertreten ist, rühmend genannt.

Kurt J. Langer

Antiqua oder Fraktur

Hitzig geführte Debatten pflegen gern in einen Rauschzustand zu münden. Wenn der mannhafte Streiter einen standfesten Gegner wittert, läßt er sich gern hineinreißen zu einem Redeturnier. Ich sage Turnier, denn dieser wieder einmal heftig brodelnde Antiqua-Fraktur-Streit muß auf den unbefangenen Beobachter den Eindruck einer sportmäßigen Klopffechtere machen. Von beiden Seiten wird so getan, als ob die Welt, vielmehr das Deutschthum zugrunde gehen müßte, wenn die gegenwärtige Meinung sich durchsetzen könnte. Es wäre schlimm, wenn der Bestand der deutschen Nation von den gebrochenen oder runden Buchstaben abhängig wäre, dann könnten wir getroßt schon jetzt die „völkisch“ temperierte Leichenrede halten.

Die Frakturleute, zu denen ich mich rechne, wenn gleich ich deren larmoyante Gefühlseligkeit nur als unfreiwillige Komik einschätzen kann, haben die Entschuldigung für sich, einen Vorstoß von der andern Seite abzuwehren zu müssen. Der ameisenhaft betriebenen

Agitation des Altschriftvereins ist es gelungen, den bekannten Beschluß der Reichstagspetitionskommission herbeizuführen. An sich sind die beiden Forderungen keineswegs so ungeheuerlich, wie es in der Frakturpresse und in Frakturversammlungen dargestellt wird. Dem Wunsch, in der Schule mit der Antiqua zu beginnen und die Fraktur später lernen zu lassen, möchte man aus pädagogischen Gründen beipflichten; für den weiteren Wunsch, den beamteten Menschen die freie Wahl zwischen beiden Schriften zu gewähren, sprechen Gründe der Vernunft. Allein es soll, wie Professor Stengel, der Vorsitzende der Reichstagskommission, mit schöner Offenherzigkeit erklärte, die Reformierung nicht bei diesen zwei Punkten bleiben; es besteht die Absicht, allmählich mit solchen kleinen Mitteln die Fraktur auszumerzen. Gegen diese Absicht richtet sich mit Recht der Protest der Frakturfreunde.

Sie haben — ganz abgesehen von den „warmherzigen vaterländischen Gefühlen“ (um einen Ausdruck des Professor Seesselberg zu gebrauchen) — sachliche Argumente wie die bequemere Lesbarkeit, die Anpassungsfähigkeit an die deutsche Sprache, die Schreibflüchtigkeit usw., wie ihre Gegner, die Antiquapropagandisten, das ebenfalls sachliche Argument der Internationalität vorbringen können. Man sieht, es stehen in dieser Frage Gründe gegen Gründe, Anschauungen gegen Anschauungen, Wünsche gegen Wünsche. Die nüchterne Wirklichkeit hat aus dieser Laftache die natürliche Konsequenz in dem Nebeneinanderbestehen der beiden Schriftarten gezogen. Dieser Zustand ist keineswegs, wie einseitig behauptet wird, ein Unglück, ein Volksverbrechen oder dergleichen. Dieser Jahrhunderte alte Zustand hat es nicht verhindert, daß Deutschland groß und größer in der Welt geworden ist, daß wir eine mächtige Exportpolitik treiben können, daß deutsche Bücher und deutsche Zeitungen draußen in der Welt mehr gekauft und gelesen werden als die Druckwerke anderer Nationen. Dieser halbe Zustand hat uns Jena nicht erspart und Sedan nicht verhindert. Warum also auf einmal ihn ändern wollen?! Warum mischen sich die Reichstagsherren in eine Angelegenheit, die das deutsche Volk sich ohne Gesetzesparagrafen, ohne jede robuste Nötigung längst und zu einer allseitigen Zufriedenheit geregelt hat? Dagegen wollen auch die Unterschriften der Antiqualeute nichts besagen. Wäre der Band, den sie in den Reichstag geschickt haben, noch dreimal so dick, so würde ich doch behaupten, daß die großen Volksmassen keineswegs über die bestehenden Verhältnisse seufzen, daß sie in der ganzen Streiterei nur einen Hahnenkampf der Spezialisten erblicken. Der deutsche Bürger liest beim Morgentaffee ein Blättchen, dessen Nachrichtenteil in Fraktur gesetzt ist; er liest ebenfalls ohne Beschwerden den mit der Antiqua gedruckten Handelsteil. Noch keiner hat sich bei dieser Tätigkeit den Tod geholt. Warum also bei lichtem Tag so düstere Gespenster blicken? Warum von Reichs wegen Gesetze machen gegen die Fraktur, die im Volk sehr viel beliebter ist als neun Zehntel aller von den Reichsboten gemachten Paragrafen?

Wahrlich, man kann an diese Frage herantreten, wie man will, mit Vernunft-, Gefühls- oder Zweckmäßigkeitsgründen: nie wird man verstehen, wozu der ganze Streit angezettelt werden mußte. Das Schriftproblem ist doch ganz gut geregelt. Der Reichstag belasse es bei dem alten, bewährten Zustand, den er letzten Endes doch nicht unterdrücken kann. Die Energie, die in den vergangener Monaten von allen Seiten für diese fruchtlosen Auseinandersetzungen verpufft werden mußte, hätte nutzbringender aufgewandt werden können für dringendere und gewichtigere Kulturangelegenheiten. Lassen wir es endlich genug sein mit der wütigen Prinzipienreiterei. Erhalten wir dem deutschen Volke neben der Notwendigkeit der Antiqua die Vorzüge der Fraktur.

Paul Westheim

Grabdenkmal

Das hier abgebildete monumentale Grabdenkmal mit Gruft steht in einem der schönsten Teile der großen Wilhelm Sunderschen Baumschule „Monplaisir“ in Carlowitz bei Breslau, an der Stätte langer, fleißiger Arbeit dessen, dem die hinterlassene Gattin dieses letzte Liebeszeichen gewidmet hat. Die für sechs Särge Platz bietende Gruft hat eine starke Beton-Sohle und Wände, die außen zum Schutz gegen das Grundwasser noch in Klinkern vermauert sind. Der Entwurf des mit einer kupfergedeckten Kuppel bekrönten eigenartigen architektonischen Aufbaues stammt von den Breslauer Architekten Straßburg und Schlicht; die Ausführung in Muschelkalk erfolgte durch die Firma Simlinger und Gohde; die Granitstufen hat die Schlesische Wertstein-Industrie Paesche geliefert, die in Goldbronze getriebene Schrifttafel, über der ein Abgüß des bekannten antiken Marmorreliefs in Neapel (Orpheus, Eurydice und Hermes) angebracht ist, Kunstschlossermeister Sprang; der Herstellungspreis betrug 15 200 Mk. Zu loben ist, daß derartige Aufträge von privater Seite heimischen Architekten gestellt werden und daß diese bemüht sind, ihre Pläne wieder durch heimische Arbeitskräfte zu ver-

wirklichen. Denn deren Leistungsfähigkeit kann sich nur mit den gestellten Aufgaben steigern.

Kunstwissenschaftliche Führungen

Wie im vergangenen Jahre in München wird Dr. Bernhard Paßak, Privatdozent der Kunstgeschichte an der Universität Breslau, vom 2. bis zum 12. Oktober 1911 in Wien kunstwissenschaftliche Führungen veranstalten. Es werden hierbei folgende öffentliche Kunstinstitute besucht werden: Kunsthistorisches Hofmuseum, Albertina, Akademie der bildenden Künste, Historisches Museum der Stadt Wien, Moderne Galerie im Belvedere, Ephesus-Museum, von Privatfammlungen die Galerien Czernin, Harrach, Liechtenstein, Schönborn, von Kunstausstellungen die der Sezession, des Künstlerhauses, des Hagenbundes. Unter den Wiener Bauten werden vor allem die bedeutendsten Kirchen und Paläste des Wiener Barockstiles (Hauptvertreter: Fischer von Erlach, Hildebrandt und italienische Architekten) behandelt werden. Ausflüge sind nach Schönbrunn, Laxenburg und Klosterneuburg vorgesehen. Ein einleitender Vortrag und Besprechung findet am Montag, den 2. Oktober, nachmittags 5 Uhr im Kunsthistorischen Institut I der Universität Wien, Franzensring 22, III. statt.



Grabdenkmal in Carlowitz bei Breslau
von den Architekten M. Straßburg und H. Schlicht in Breslau



Schloß Heinzendorf mit altem Wallgraben
Beyno von Waldow

phot. Ed. van Delden in Breslau

